This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

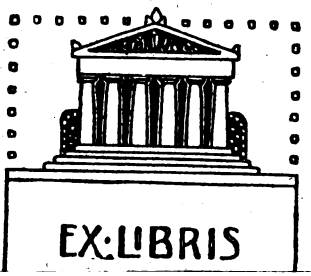
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

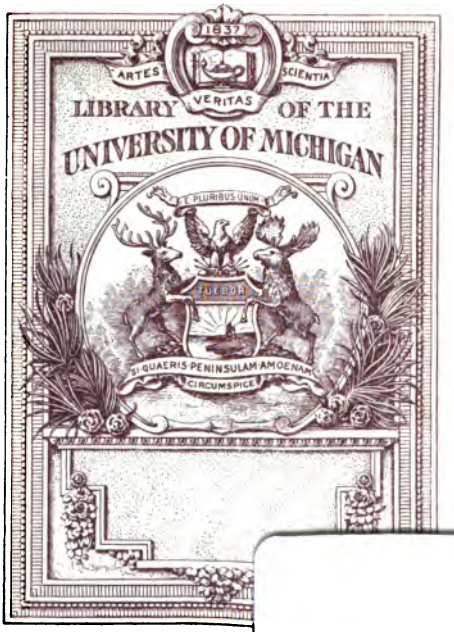
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

1.25


EX·LIBRIS


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

A 925,5
U
Einführ
Verlag vo

10-21-07-B

Herrn Dr. Franz Böhm

Geh. Oberregierungsrat

in Verehrung gewidmet.

167378

Vorwort.

Was ich hier zu einem Bändchen vereinigt habe, hat im Einzelnen Freunden der Muttersprache Kunde von den sprachwissenschaftlichen Arbeiten unserer Zeit vermitteln wollen. Es sind zumeist öffentliche Vorträge, die vor weiteren Kreisen und besonders vor Mitgliedern und Freunden des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins gehalten wurden.

Das Büchlein ist keine schulmäßige Darstellung der herkömmlichen Kategorien, die nur im Fachbetrieb ihre Berechtigung haben. Wir besitzen schon einige gediegene Einführungen in das Fachstudium. Es hätte gar kein Bedürfnis vorgelegen, die Zahl derselben zu vermehren. Aber das lebhafte Interesse, das einzelne Vorträge im Kreise meiner Zuhörer gefunden, haben in mir schon lange den Wunsch erregt, eine Reihe meiner Vorträge und Aufsätze aus dem Bereich der Muttersprache zu einem Bändchen zu vereinigen.

Aus der ursprünglichen Selbständigkeit der einzelnen Aufsätze erklärt sich auch der Umstand, daß hier und da durch das Büchlein wohl einzelne Wiederholungen im Kleinen begegnen. In einer systematischen Darstellung wäre derartiges vielleicht vom Übel, und der kritische Fachmann wird es gewiß rügen. Aber Schaden kann es demjenigen nicht bringen, der sich durch dieses Büchlein in die Muttersprache einführen will. Pflegen doch auch in der Lehrtätigkeit der Hochschulen unsere Vorlesungen oft bedeutsamere Tatsachen gern zu wiederholen, damit gewisse Anschauungen leichter Wurzel fassen und Wichtigeres umso bedeutsamer hervortritt.

Nicht in organischem Zusammenhange stehen die folgenden Aufsätze, jeder ist eine geschlossene Einheit für sich. Aber alle dürften geeignet sein, Verständnis und Liebe zur Muttersprache zu wecken und wachzuhalten.

Freiburg i. B., den 14. Oktober 1906.

F. Kluge.

Inhaltsverzeichnis.

1. Das Christentum und die deutsche Sprache 1
2. Sprachreinheit und Sprachreinigung 17
3. Die Grenzen der Sprachreinheit 35
4. Die Entstehung unserer Schriftsprache 37
5. Standes- und Berufssprachen 55
6. Geheimsprachen 74
7. Studentensprache 92
8. Seemannssprache 110
9. Weidmannssprache 127
10. Ein Reichsamt für deutsche Sprachwissenschaft 140

I.

Das Christentum und die deutsche Sprache.

Bedeutsam stehen im Beginn unserer Literatur zwei wertvolle Sprachdenkmäler: das alte Volkslied von Hildebrand, dem Waffengefährten Theoderichs des Großen, und das Evangelienbuch des Mönchs Otfrid von Weißenburg. Jenes der letzte und einzige Rest deutscher Heldendichtung in der altehrwürdigen Form der Alliteration, dieses das erste größere Denkmal des Christentums in deutschen Reimen. Drei Jahrhunderte hindurch steht unsere Literatur ausschließlich im Dienst des Christentums. Erst seit etwa 1150 regt sich weltlicher Geist in deutschen Sprachdenkmälern. Aber in Legenden und Kreuzliedern unserer großen Minnesänger wie Hartmann von Aue und Walther von der Vogelweide zeigt sich auch das klassische Zeitalter des höfischen Rittertums der Kirche dienstbar. Auf die Anfänge deutscher Prosa, als deren Schöpfer wesentlich die Mystiker des 14. Jahrhunderts zu gelten haben, folgt im 16. Jahrhundert die Blüte des biblischen Dramas. Das Kirchenlied beginnt im 15. Jahrhundert, um in Luther und Paul Gerhard seinen Höhepunkt zu erreichen. Im Beginn der neueren Zeit unserer Dichtung steht Klopstocks Messias.

So bestrahlt die Glorie des Kreuzes die Literatur aller Jahrhunderte. Aber nicht bloß auf den Höhen unserer Geschichte ragen diese Sprachdenkmale bedeutsam empor, wie die Dome der rheinischen Landschaften als Zeugen des Christentums. Das ganze Leben, Fühlen und Denken des Volkes in allen seinen Schichten hat, zumal seit den Tagen der Reformation, in der Bibel einen Mittelpunkt, dessen Strahlen unsere Sprache und ihre Geschichte erleuchten. Jedes Jahrhundert hat sich um die Bibel in der Muttersprache bemüht. Aber mit Luthers Bibelübersetzung hat die deutsche Sprache ein Volksbuch erhalten, das seinesgleichen nicht bei uns hat. In den romanischen Landen ist der Bibelübersetzung keine so hohe Bedeutung beschieden. Indem die Schulfibel ihren Stoff der Bibel entnahm — das Wort **Fibel** ist aus **Bibel** entstanden — wurde das Christentum, seine Lehre und seine Ge-

schichte Ausgangspunkt und Mittelpunkt aller Bildung und Erziehung. Auch auf den Höhen sprachlicher Kunst, in der Sprache unserer Klassiker verleugnet die Bibel ihre Wirkungskraft nicht. Niemand gibt uns ein schwererwiegendes Zeugnis als er, den man so oft als den großen Heiden bezeichnet. Goethe war nach protestantischer Weise mit der Luther-Bibel aufgewachsen; er erzählt uns selbst, wie er ihr seine sittliche Erziehung schulde; Bilder und Gleichnisse in altertümlicher Bibelsprache hatte er sich fest eingeprägt, ehe er als Student nach Leipzig zog auf die hohe Schule sprachlicher Korrektheit. Da sollten ihm, erzählt er in Dichtung und Wahrheit, „die Anspielungen auf biblische Kraftstellen untersagt sein". Aber sie blieben ihm treu durch sein ganzes Leben; selbst in der Zeit des hellenisch-idealen Stils „tritt uns nicht selten ein Bild oder eine Wortverbindung entgegen, die dem biblischen Anschauungs- und Sprachkreise angehört" (Hehn, Goethe-Jahrbuch VIII 189). Wie sein Faust, so steckt auch der jugendliche Dichter in theologischen Fragen, und unglücklich und verzweifelt, wie sein Faust, hat er sich der Theologie abgewandt. Er übernahm die Anregung zum ersten Faust-Monolog aus dem alten Volksschauspiel, das auf Marlow beruht. Aber wenn die Osterglocken den Verzweifelten dem Leben wiedergewinnen, so ist diese wunderbare Szene ganz Eigentum unseres Dichters. So hat ihn selbst vielleicht des Osterfestes erste Feierstunde von der Verzweiflung losgerissen und vom letzten, ernsten Schritt zurückgehalten. Das Faustdrama mit Szenen religiöser Weihe ist voll biblischer Anklänge. Aber auch in den Gedichten, klassischer Form sich nähernd, selbst in der Iphigenie fehlen biblische Wendungen nicht. Viktor Hehn hat in einem feinsinnigen Aufsatz des Goethe-Jahrbuchs VIII zahlreiche Beweise dafür erbracht.

Verlassen wir die Höhe unserer Dichtung, so zeigt die Sprache des täglichen Lebens, wie tief die Spuren sind, die das Christentum unserem Denken und Empfinden aufgedrückt hat. So ist die Weisheit der Bibel zur Volksweisheit geworden; die Zahl der altdeutschen Sprichwörter hat sich um neue Sprichwörter biblischer Herkunft vermehrt. „Bleibe im Lande und nähre dich redlich" (Ps. 37, 3), „Unrecht Gut gedeihet nicht" (Spr. 10, 2), „Hochmut kommt vor dem Fall" (Spr. 16, 18), „Gewalt geht vor Recht" (Hab. 1, 3) — diese und andere Sprichwörter danken wir der Bibel. Auch sonst ist unsere tägliche Rede mit Bibelzitaten durchsetzt: „Bis hierher und nicht weiter" stammt aus

Hiob 38, „Ohne Gnade und Barmherzigkeit" aus Jerem. 16. In solchen Wendungen fühlt man nicht immer den biblischen Ursprung. Deutlicher ist die Herkunft von Gleichnissen: „so arm wie Hiob oder wie Lazarus, so alt wie Methusalem, so weise wie Salomo, falsch wie Judas". Wir reden in biblischen Anspielungen, wenn wir Worte wie Kainszeichen, Sündenbock, Hiobspost, Uriasbrief, Samariterdienst gebrauchen. Aus der Bibelsprache ist das hebräische Mammon in unseren Wortschatz übergegangen. Bedeutsamer noch ist eine Fülle von Wendungen: mit fremdem Kalbe pflügen (Richt. 14, 18), sein Herz ausschütten (Ps. 42, 5), seine Hände in Unschuld waschen (Ps. 73, 13), jemand auf den Händen tragen (Ps. 91, 12), feurige Kohlen auf jemandes Haupt sammeln (Röm. 12, 20), wider den Strom schwimmen (Sirach 4, 31). Manche Bibelworte haben in unserer Sprache die seltsamsten Schicksale gehabt. Um 1650 war Philister naturgemäß so viel wie Goliath — ein Riese. Dann nannte man in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts Leibgardisten und Stadtsoldaten scherzweise Philister, d. h. Riesen. Um 1697 wurde bei einem Studentenkrawall in Jena ein Student von einem Bürger erschlagen, der mit den Stadtsoldaten gemeinsame Sache machte; fortan wurde das Wort Schimpfwort für die Bürger in Universitätsstädten. Und als Goethe im deutschen Straßburg studierte, vielleicht auch zuerst im Kreise Goethes und Herders, erhielt es dann einen ganz neuen Inhalt ohne jeden biblischen Beigeschmack. So waltet gelegentlich auch der Scherz über biblische Anklänge: „Jemand von Pontius zu Pilatus schicken" ist eine Redensart mit sichtlichem Humor. Ein überraschendes Zeugnis ähnlicher Art kleiden wir heute seltsamerweise in eine lateinische Formel, die jetzt kaum noch Sinn gibt. Für die scherzhafte Formel „auf Schusters Rappen irgend wohin ziehen" ist uns die witzlose Wendung per pedes apostolorum geläufig. So lange das Theologiestudium im Mittelpunkt der Universitäten stand, mußte die Bibel naturgemäß die bequemsten Formeln da bieten, wo sich uns heute leicht die geflügelten Worte aus Schiller oder aus dem deutschen Shakespeare einstellen.

Ebenso lebendig aber wie das Bibelstudium wirkte im späten Mittelalter die fromme Legende. Vielfache Spuren hat der Marienkult sprachlich hinterlassen. Die herbstlichen Fäden, die am Ende des Sommers über unsere Felder ziehen, heißen Marienfäden, unserer lieben Frauen Fäden, Mariengarn oder Mariengespinst. Maria soll

bei ihrer Himmelfahrt diese Fäden von ihrem Gewand haben herabfallen lassen. In kindlicher Poesie und Naturfreude stehen die Marienkäfer und die Marienblümchen obenan. Weit im Volke verbreitet ist der Name „unserer lieben Frauen Bettstroh" für mehrere duftende Waldkräuter — und in England, Holland und Schweden kehrt dieser Name wieder. Aber wenn wir uns erinnern, daß die Marienblümchen durch Deutschland auch mit anderen Namen wie Maßliebchen oder Gänseblümchen oder Tausendschönchen benannt werden, so leuchtet die christianisierende Namengebung um so klarer hervor. So haben altererbte und einheimische Benennungen vor dem Bestreben zurückweichen müssen, an kirchliche oder biblische Vorstellungen anzuknüpfen.

Unsere Sprache wurzelt in der heidnischen Vorzeit, und der Grundstock unseres Wortschatzes ist weit älter als das Christentum. Aber das Sprachgut, das uns diese heidnische Vorzeit bis auf unsere Tage vererbt hat, bezieht sich auf des Leibes Nahrung und Notdurft, auf Haus und Hof, Acker und Vieh, Wald und Flur. Das Allgemeinmenschliche hat seine uralten Wortmaterialien bis heute zumeist behalten. Das Heidnische aber, d. h. alles, was mit der Religion unserer Vorfahren zusammenhing, ist schonungslos hinweggefegt. Das Christentum hat auch bedeutsame Schöpfungen des germanischen Geistes vernichtet, deren Verlust wir schwer beklagen. Wir ahnen die Größe des Verlustes im Bericht der Germania des Tacitus und lernen daraus zugleich, wie unsere heidnische Religion mit Poesie und unsere heidnische Poesie mit Religion durchwoben war. Vom alten Hildebrandsliede und ein paar heidnischen Zaubersprüchen abgesehen ist kein Sprachdenkmal der vorchristlichen Zeit auf deutschem Boden zu finden. Die Umwälzung, die das Christentum in die deutschen Stämme und ihre Sprache gebracht hat, steht einzig in unserer Geschichte da.

In der ersten Zeit der Bekehrung mußten die Missionare oft an einheimische Vorstellungen anknüpfen. Da erscheinen im Althochdeutschen wie im Gotischen die Teufel als Unholdinnen. So ist noch heute unser Wort Hölle ein religiöser Begriff des Heidentums, auf christliche Vorstellungen übertragen. Die Missionare mußten einheimisches Sprachgut zu Belehrung und Unterricht im neuen Glauben verwenden. Mochte der Gott des christlichen Evangeliums den Sieg über die heidnischen Götter davontragen — das heidnische Wort Gott, das eine Vergangenheit

von vielen Jahrhunderten hatte, behauptete sich siegreich bis auf den heutigen Tag. Man konnte nicht darauf verfallen, dafür das lateinische deus aufzunehmen, wie man das lateinische diabolus als Teufel aufnahm. So wertet das Christentum altheidnische Werte um und paßt das alte Sprachgut an das neue Evangelium an. Aber umgekehrt auch in unserer christlichen Terminologie haben wir Zeugnisse für die heidnische Vorzeit.

Eines der wertvollsten Zeugnisse derart ist neben dem Worte Gott auch das Wort Mensch. Sein Zusammenhang mit Mann ist klar, aber unklar die Art der Wortbildung. Die Ableitung deutet auf einen altgermanischen Mythus, den wir nur aus der Germania des Tacitus kennen. Die Taciteischen Germanen verehren als ihre Stammesheroen den Gott Tuisco und seinen Sohn Mannus; Mannus hat drei Söhne, die den Inguäonen, Ermionen und Istväonen den Namen gegeben haben. Nach urdeutschem Sprachgebrauch mochte man die Söhne des Mannus als Manniscones bezeichnen, und das wäre unser Wort „die Menschen". Wir kennen den Taciteischen Mannus noch aus einer Quelle des fernsten Morgenlandes, aus den heiligen Büchern und der Religion der alten Inder: da ist Mannus der Urmensch, der die Sintflut überlebt. So wird es auch gewiß bei den Germanen Anschauungen gegeben haben, die den Mannus nicht sowohl als Stammvater der Germanen wie vielmehr als Stammvater der Menschheit verehrt haben.

Gott und Mensch sind also alte Worte, die einst einen besonderen heidnisch-religiösen Inhalt besessen haben. Ein drittes Wort, das sich aus den ältesten Anschauungen heraus bis in die Gegenwart gerettet hat, ist der Name des christlichen Osterfestes. Keine deutsche Sprachquelle erklärt uns den alten Namen Ostern. Christlich kann er nicht sein, der christliche Name ist im Abendlande pascha, wie denn noch heute in Westfalen die Osterfeuer Pasch-Feuer, die Ostereier Pasch-Eier heißen. Die Sprachforschung würde dem Wort Ostern gegenüber völlig ratlos sein, wenn nicht ein Zeugnis aus England hinzuträte. Im Anfang des 8. Jahrhunderts macht Beda Venerabilis, der gelehrte Verfasser einer englischen Kirchengeschichte, die ausdrückliche Angabe, daß das Osterfest seinen Namen nach einer heidnischen Frühlingsgöttin habe. Diese Angabe haben neuere Mythologen oft verworfen und das Schweigen aller deutschen Quellen gegen Beda verwertet. Aber Beda ist ein durchaus

glaubhafter Zeuge, und die Wortforschung bestätigt seinen Bericht. Es gehört zu den sichersten Resultaten der Etymologie, daß eine Göttin Ostara mit der lateinischen Aurora, der Göttin der Morgenröte identisch ist. Abermals geben uns die heiligen Bücher der Inder entscheidenden Aufschluß, die Veden feiern in zahlreichen Liedern ihre Aurora, aber die indische Göttin unterscheidet sich von der lateinischen Aurora: die altindischen Hymnen auf die Göttin der Morgenröte wurden im Kultus nur verwendet am Jahresanfang, und dieser Jahresanfang lag bei den Indern im Frühling. So war der altdeutschen Ostara gewiß auch die Morgenröte des Jahresanfangs heilig, und im Frühling war der Jahresanfang. So weisen unsere Ostern mit ihrem uralten Namen auf eine mythische Gestalt von gleichem Alter wie der Mannus des Tacitus hin. Das Wort ist geblieben, aber es ist vom Christentum umgewertet, sein Vorstellungsinhalt hat sich verschoben. Auch das Weihnachtsfest hat einen vorchristlichen Namen. Wieder ist es Beda Venerabilis, der uns Aufschluß gibt. Er berichtet, daß göttliche Matronen in der Weihnachtszeit (angelsächsisch módra niht) von den heidnischen Germanen verehrt wurden; zahllose lateinische Inschriften der rheinischen Landschaften bezeugen für die Römerzeit einen Matronenkultus der Germanen. Und der heute noch gültige Name Weihnacht bedeutete nicht eigentlich die Christnacht, sondern mehrere Festtage, die den Matronen oder göttlichen Müttern heilig waren.

Das Christentum konnte die volkstümlichen Anschauungen und Worte nicht entbehren, auch wenn sie mit dem Heidentum verwachsen waren. Nachklänge an Wodan und Donar leben noch heute weiter in Bergnamen. In den Namen der Wochentage Donnerstag und Freitag erkennen wir noch jetzt den Gott Donar und die Göttin Freia. Der Mittwoch hieß ursprünglich Wodanstag, wie im Englischen und Niederländischen; den deutschen Missionaren war der Name des obersten Gottes anstößig, und sie führten den indifferenten Namen Mittwoch ein; so ist Sonnabend für den letzten Werktag geschaffen, offenbar, um einen gefährlichen Götternamen zu vermeiden. Der alemannische Zîstac bewahrt noch einen Anklang an den alten Kriegsgott Zîo, so steckt im Dienstag ein alter Gott Thinxus, den im 4. Jahrhundert eine lateinische Inschrift friesischer Soldaten des römischen Heeres bezeugt; es war die Gott-

heit, die in Volksversammlungen besonders verehrt wurde: Ding war der alte Name der Volksversammlung; die im nordwestlichen Deutschland ursprünglich herrschende Lautform des Wochentags war Dingstag, nicht Dienstag.

Der heidnischen Nachklänge vernehmen wir manche auch im heutigen Wortschatz. Aber die Hauptarbeit der Missionare bedingte es, daß mit den christlichen Ideen und Lehren auch neue Wortmaterialien bei uns einzogen. Es ist eine endlose Zahl neuer Worte, deren das Christentum bedurfte, und unsere Sprache hat in der Tat mit und seit der Bekehrung ihr Aussehen wesentlich verändert.

Die älteste Form des christlichen Einflusses dringt von den Goten nach Deutschland hinein. Lange ehe der Frankenkönig Chlodowich die Taufe annahm, hatten oberdeutsche Stämme um die Donau herum Kunde vom Christentum erhalten durch gotische Missionare. Die Goten aber bekannten sich zur Sekte der Arianer, die im griechisch-oströmischen Reich blühte, jedoch von der Orthodoxie Roms als ketzerisch verfolgt wurde. Lange nachdem der Arianismus im Abendlande abgestorben war, huldigten ihm die germanischen Stämme, als deren letzter die Langobarden sich im Jahre 662 der Orthodoxie anschlossen. Aber Theoderich der Große, unter dessen Herrschaft auch die Donaulandschaften standen, lebt in der mittelalterlichen Sage Italiens als Ketzer weiter. Schon vor der Zeit Odoakers und Theoderichs aber dringen von arianischen Stämmen der Donaulande die ersten Glaubensboten des Evangeliums in das mittlere Deutschland vor. Und vielleicht haben die Engländer, die um die Mitte des 5. Jahrhunderts vom Kontinent auswanderten, die erste Kunde vom Christentum noch in ihrer Heimat vernommen. Das Wort Kirche ist mit dem englischen church identisch. Es ist das älteste christliche Wort, das wir besitzen; aber kein von Rom aus bekehrtes Volk kennt das Wort, das im romanischen und keltischen Abendlande vielmehr durch lateinisch ecclesia vertreten wird. Es ist eine Entlehnung aus griechisch *κυριακόν* „das Haus des Herrn", aber dieses griechische Wort ist nie in die lateinische Terminologie der römischen Kirche aufgenommen worden, es ist ein östliches, für Germanen und Slaven charakteristisches Wort griechischer Herkunft. Das Wort Pfaffe war im Mittelalter die herrschende Bezeichnung für jeden Geistlichen, man möchte es aus lateinisch pâpa ableiten, wenn dies nicht

vielmehr den Bischof und den Papst meinte. Das deutsche Wort hat seine nächste Beziehung abermals im Slavischen, wenn wir uns erinnern, daß Pope bei den Russen jeden Geistlichen bedeutet. Die Quelle beider liegt im griechischen παππάς „der Geistliche". Für beide Worte — Kirche und Pfaffe — beweist die Lautgestalt eine frühe Aufnahme ins Deutsche, während des 5. oder im Beginn des 6. Jahrhunderts. Im Bayerischen hat der Donnerstag den seltsamen Namen Pfinztag, es ist eine Entlehnung aus griechisch πεμπτή ἡμέρα „der Donnerstag" — die Missionare wollten mit der Bezeichnung Donnerstag den heidnischen Anklang an den Gott Donar beseitigen. Die Zahl der griechisch-gotischen Lehnworte in unserer christlichen Terminologie ist größer, als man denkt. Wahrscheinlich gehört taufen hinein, das schon im 4. Jahrhundert in der gotischen Bibelübersetzung des Ulfilas herrscht, wahrscheinlich auch die Worte Engel und Teufel, obzwar sich auch in der lateinischen Terminologie der abendländischen Orthodoxie beide Worte finden. Vielleicht hat auch das wichtigste Wort der christlichen Glaubenslehre, das Wort Christus in seiner mittelalterlichen Lautform gotischen Klang. Im Mittelalter sagte man verkürzt Krist, wie wir noch von Christfest, Christkind reden. Eine von Frankreich übernommene Lautform würde aber nicht Krīst, sondern Krîst gelautet haben, wie denn das englische Christ in der Tat mit französisch Christ eine Grundform Crîsto verlangt. Abermals steht das deutsche Wort der gotischen Lautform näher. Und so glauben wir im christlichen Wortmaterial der Germanen sichere Spuren einer unlateinischen Terminologie zu erkennen, die auf die arianischen Goten und auf griechischen Einfluß zurückgeht.

Der erste germanische Stamm, der zur römischen Orthodoxie bekehrt wurde, waren 416 die am Mittelrhein seßhaften Burgunder des Königs Gunther, die auch das Nibelungenlied als Christen kennt. Zwanzig Jahre nach ihrer Bekehrung, im Jahre 436, erliegen sie einem Kriegszug der Hunnen, und die Christianisierung der deutschen Stämme beginnt von neuem mit Weihnachten 496, als der Frankenkönig Chlodowich die Taufe erhielt. Von da an strömt ununterbrochen lateinische Terminologie ins Deutsche hinein. Zunächst zieht das Klosterwesen bei uns ein: die ältesten lateinischen Worte mit christlicher Bedeutung, die wir feststellen können, sind bezeichnenderweise die Worte

Mönch und Kloster, Almosen und Opfer. Diese Worte haben ihre nächsten Beziehungen im Französischen — im Gegensatz zu Kirche und Pfaffe, die uns nach dem Osten hingewiesen haben. Durch die Gründung des Benediktinerordens 529 erhielt das Klosterwesen seine entscheidende Bedeutung, und wir dürfen jene klösterlichen Entlehnungen der deutschen Sprache noch ins 6. Jahrhundert verlegen.

Aber der Haupteinfluß, den wir sprachlich von der Kirche Roms erfahren haben, liegt im 8. Jahrhundert. Zuerst hören wir vorübergehend von keltischen Missionaren, wie dem hl. Kilian von Würzburg, dann folgt die segensreiche Wirkung angelsächsischer Missionare wie die des heiligen Bonifatius. Jene haben in unserer Sprache keine Spuren hinterlassen, aber einige wenige deutsche Worte deuten auf einen angelsächsischen Einfluß. Am wichtigsten ist die deutsche Vertretung für spiritus sanctus; man bemühte sich in Oberdeutschland um eine passende Übersetzung, und es lag nahe, spiritus mit Atem zu übersetzen: so sagte man der wîho âtum. In England aber galt schon länger unsere Formel (englisch the Holy Ghost), und diese verpflanzten die angelsächsischen Missionare des 8. Jahrhunderts zu uns. Aber die Hauptmasse der christlichen Terminologie ist naturgemäß [illegible]lisch. So übernehmen wir im 8. Jahrhundert Worte wie Priester aus presbyter, predigen aus praedicare, verdammen aus damnare, Pein aus poena, Altar aus altare, Münster aus monasterium, Kreuz aus crucem, Meßner aus mansionarius. Solche Worte dringen nicht alle im gleichen Jahre ein, der ganze Prozeß vollzieht sich langsam, und einige Worte treten erst im 10. Jahrhundert auf, wie denn das Wort Papst erst um 1000 in hochdeutschen Denkmälern begegnet. Aber dieser Prozeß vollzieht sich nicht bloß in Entlehnungen von lateinischem Sprachgut. Die Missionare haben auch eine sprachschöpferische Kraft besessen. Die Glaubenslehre verlangte Aufklärung über Tugenden und Laster, über christliche Institutionen, und nur die Muttersprache konnte Aufklärung geben. Der alte Germane war gastfrei, aber kannte das Almosen nicht. So lernt der Deutsche erst durch die christliche Lehre nun die Tugenden der Demut und der Barmherzigkeit kennen; wie wäre dem heidnischen Germanen die Demut rühmenswert erschienen? Das Wort Demut bedeutet „Knechtssinn, Gemüt des Dieners" — die Missionare schufen das neue Wort. So ist Barmherzigkeit

dem lateinischen misericordia, so Gewissen dem lateinischen conscientia nachgebildet.

Man würde aber fehlgehen, wollte man den christlichen Einfluß auf die Terminologie der Glaubenslehre und der kirchlichen Einrichtungen beschränken. Mit dem Christentum zieht die Klosterschule und der Schulunterricht bei uns ein; so verdanken wir dem Christentum auch Worte wie Schule aus schola, schreiben aus scribere, Tinte aus tincta. Die Kunst des Schreibens bleibt für ein paar Jahrhunderte in den Klöstern und bei den Geistlichen heimisch.

Die kulturellen Segnungen und ihre sprachlichen Reflexe, die sich im Gefolge des Christentums in Deutschland zeigen, sind in ihrer Vielgestaltigkeit und Unendlichkeit zu groß, als daß ein kurzer Bericht darüber hinreichte. Aber bei einigen folgenreichen Neuerungen im Gebiet der Eigennamen haben wir noch zu verweilen. Das Christentum hat uns unsere Taufnamen gebracht. Die Germanen hatten nicht den heutigen Brauch der Doppelnamigkeit: Vorname und Familienname. Unsere Heldensage bezeugt wie die ältere Geschichte für die Deutschen Einnamigkeit als Regel: Sigfried, Hildebrand, Theoderich usw. sind für die altdeutsche Namengebung typisch. Jeder hatte seinen Namen und dieser stammte aus der heidnischen Urzeit, enthielt Andeutungen von Heldenhaftigkeit und Kriegstüchtigkeit. Bei der Bekehrung trat zu dem persönlichen Namen der Taufname hinzu; schon im 9. Jahrhundert finden daher Namen wie Petrus, Johannes, Paulus bei uns Eingang, und allmählich werden die Vornamen aus der biblischen Geschichte und den Heiligenleben bei uns die Regel.

Eine andere Neuerung im Bereich der Eigennamen sind Ortsnamen mit christlichem Inhalt oder Anklang. Nach Tacitus' Germania wohnten die alten Deutschen in zerstreuten Siedelungen, ut fons, ut campus, ut nemus placuit. Daher noch heute soviel Ortsnamen auf -bach, -hain und -brunnen, wie Mosbach, Ansbach oder Blankenhain, Ziegenhain oder Heilbronn, Maulbronn. Mit dem Einzug des Christentums beginnt die Kirche, die Kapelle, das Kloster der Mittelpunkt für neue Siedelungen zu werden und so treten christianisierende Ortsnamen auf: Waldkirch, Kirchhofen, Kirchheim; dann Kappel, Münster und Kloster als Ortsnamen; München bedeutet „bei oder zu den Mönchen". Dann Pfaffenhofen,

Pfaffenweiler; schließlich St. Gallen, St. Peter, St. Märgen. Die Beispiele brauche ich nicht zu häufen, es wäre des christlichen Einflusses in dieser Richtung kein Ende zu finden. Wo wir gehen und stehen, was wir reden oder lesen, in indifferenten Dingen wie in den wichtigsten Begriffen modernen Denkens und Empfindens, überall treffen wir christliche Merkmale und Kennzeichen auch sprachlich an.

Aber mit den unendlichen Segnungen, unter denen die deutschen Stämme nun durch 12 Jahrhunderte hindurch zu einem Kulturvolk von weitreichendem Einfluß herangewachsen sind, hat uns das Christentum eine sprachliche Gefahr ins Land gebracht, die den nationalen Geist bedrohte und niederdrückte. Das Latein war diese Gefahr. Hatte schon das römische Weltreich der Kaiserzeit eine Machtentfaltung der lateinischen Sprache bedingt, so steigerte die abendländische Kirche Roms die Herrschaft des Lateins. Schon die barbarischen Volksrechte der Salfranken, der Bayern, der Burgunder, der Langobarden usw. bezeugen vom 6.—8. Jahrhundert durch ihre lateinische Abfassung die Weltstellung der Sprache Roms. Und in der Christianisierung Deutschlands wird das Latein die Sprache der Literatur. Große Gelehrte wie Hrabanus Maurus und Walafrid Strabo schreiben lateinische Werke. Die Sprache der Urkunden ist lateinisch. Deutschsprachliche Aufzeichnungen sind in der althochdeutschen Zeit nur selten und dürftig. Die Geschichtsschreibung bleibt bei dem traditionellen Latein, so Einhart, der Biograph Karls des Großen, so Otto von Freising, der Biograph Barbarossas. Latein ist die Sprache unseres größten mittelalterlichen Philosophen, des Albertus Magnus. Alle literarische Schulung zielt auf das Latein, und so fehlt auch noch die deutsche Grammatik. Das alles findet seine Erklärung in der Tatsache, daß das Latein die herrschende Stellung im Gottesdienst einnahm. Es galt mit dem Griechischen und Hebräischen als bevorzugte, als heilige Sprache. Zunächst ändert auch der Bücherdruck nichts an der Stellung des Lateins. Zehn Jahre lang hatte die neue Kunst Gutenbergs bereits Wunder gewirkt, ehe das erste deutsche Buch gedruckt wurde (1461). 50 Jahre später erscheinen nur 70, 1513 nur 90, 1517 nur 80 deutsche Bücher.

Erst die Jahre der Reformation erlösen die deutsche Sprache aus der untergeordneten Stellung. In den Jahren 1518—1524 steigert sich die Zahl deutscher Druckschriften von 150 auf 990.

Der Sieg der Reformation war der Sieg der deutschen Sprache. Und indem die Reformatoren deutschen Gottesdienst einführten, wird der alte ererbte Glaube von der Barbarei der Muttersprache zu schanden. Nun beginnt die deutsche Grammatik sich neben die lateinische Grammatik zu stellen. Diesen gewaltigen Umschwung verdanken wir der Lutherschen Bibel und Luther. Der gewaltige Volksmann und sieghafte Gottesstreiter kämpfte für die deutsche Sprache, indem er die deutsche Messe und die deutsche Bibel schafft. Und um ihn als Rufer im Streit schart sich, wer die Not des Vaterlandes ebenso beurteilt. So stellt sich ihm Hutten an die Seite mit dem Notschrei:

Latein ich vor geschrieben hab;
Das war eim jeden nicht bekannt.
Jetzt schrei ich an das Vaterland
Teutsch Nation in ihrer Sprach
Zu bringen diesen Dingen Rach.

Der dauernde Erfolg der Reformation war wesentlich mitbedingt durch die deutsche Bibel. Es war eine neue Sprache, die sie redet. Ihr Dialekt war bis dahin im Süden und im Norden kaum noch vernommen. Die Sprache der kursächsischen Kanzlei und der obersächsischen Lande war zunächst nur ein landschaftlicher Dialekt. Aber der Sieg der Reformation hebt diesen Dialekt über alle unsere Mundarten empor. Zunächst schließt sich das schnell für die Reformation gewonnene Niederdeutschland an den obersächsischen Literaturdialekt Luthers an. Die Söhne des Nordens, die in Wittenberg studieren, führen die Sprache der Reformatoren in die Kirchen und Schulen Niederdeutschlands ein, schon zu Luthers Lebzeiten beginnt in Niederdeutschland hochdeutscher Gottesdienst und hochdeutsche Predigt, aber seit 1600 ist das Plattdeutsche völlig verbannt aus dem Gottesdienst des Nordens. Aber nicht bloß die Kirche schließt sich an die hochdeutsche Sprache Luthers an, auch aus der Literatur verschwindet fortan das Plattdeutsche, und es ist charakteristisch, daß das bedeutendste Literaturdenkmal des niederdeutschen Nordens, der Reineke Fuchs von 1493, vor die Zeit der Reformation fällt. Die plattdeutsche Bibel ist 1621 zum letztenmal gedruckt. Im Schauspiel des Nordens wird der plattdeutsche Dialekt für Bauernszenen und Clownspäße reserviert.

Wir stehen bei diesem durch die Reformation erzielten Sieg des Lutherschen Hochdeutsch an einem entscheidenden Wendepunkt der deutschen Geschichte. Indem sich Niederdeutschland

an die Sprache Luthers anpaßt, erhebt sich die neuere deutsche Schriftsprache und wird das Band, das die verschiedenen deutschen Stämme und ihre Mundarten vereinigt. Die mit der Reformation beginnende sprachliche Einigung Deutschlands war berufen, die politische Einigung anzubahnen.

Auch der Süden Deutschlands mit seinen charakteristischen Mundarten kann sich der neuen Sprache nicht entziehen. Indem die großen Druckereien von Basel und Straßburg, Augsburg und Nürnberg Luthers neues Testament in endlosen Auflagen und Nachdrucken in Oberdeutschland verbreiten, lernt man auch hier das neue Deutsch verstehen. Starke Unterschiede walteten zwischen Luthers meißnischem Deutsch und der Sprache des Oberrheins. Die Unterschiede waren so groß, daß ein Baseler Buchdrucker es im Jahre 1522 für nötig hielt, seinem Nachdruck des Lutherischen neuen Testaments ein Wörterbüchlein voranzuschicken, das den Wortgebrauch Luthers den oberrheinischen Lesern verständlich machen sollte: „Ich hab gemerkt, daß nicht jedermann verstehn mag etliche Wörter im jetzt gründlich verdeutschten Neuen Testament; doch hätten dieselbigen nicht ohn Schaden mögen verwandlet werden; drum hab ich lassen dieselbigen auf unser Hochdeutsch auslegen.“ Es verlohnt sich wohl, an einigen charakteristischen Beispielen aus diesem Bibelglossar zu zeigen, wie unverständlich Luthers Sprache damals am Oberrhein war. Da wird übersetzt ähnlich mit gleich, albern mit närrisch, bange mit engstig, beben mit bidmen, plötzlich mit gählings, darben mit Not leiden, empören mit erheben, Eifer mit Ernst, flehen mit bitten, fühlen mit empfinden, gedeihen mit wachsen, gehorchen mit gehorsamen, Lippe mit Lefze usw. Es klingt fast unglaublich, daß im Zeitalter der Reformation Worte wie Lippe oder beben oder fühlen in Basel als ausländisch und unverständlich gelten konnten. Aber die heutigen Mundarten des Oberrheins liefern wirklich den Beweis, daß Lefze und nicht Lippe, empfinden und nicht fühlen, bidmen und nicht beben die echt alemannischen Worte sind. Wenn nun aber heute die obersächsischen Worte Luthers auch im Südwesten Deutschlands nicht mehr unverstandenes Sprachgut sind — so hat vor allem Luthers Neues Testament an der Entstehung eines gemeindeutschen Wortschatzes einen Hauptanteil. So steht Luther im Beginn der neuhochdeutschen Schriftsprache als ihr erster Klassiker. Und diese Stellung hat er sich in ernstlichem

Sprachstudium errungen. Er hat die Sprache des Volkes studiert; in der Schrift vom Dolmetschen hat er sein Übersetzerprogramm entwickelt, die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gasse und den gemeinen Mann auf dem Markt zu belauschen. Er hat sich mit seinen Wittenberger Freunden tagelang und wochenlang bemüht um einen treffenden deutschen Ausdruck für seine Bibel. Indem er so für seine eigene Sprache arbeitete, arbeitete er zugleich für die Sprache seines Volkes. Und gerade die sprachliche Seite seiner Schriftstellerei wurde alsbald von Freund und Feind gleich beurteilt. Als er starb, verkündete Justus Jonas über dem Grabe des Reformators auch seine sprachliche Bedeutung — so wichtig erschien diese Seite seiner Bedeutung schon damals. Justus Jonas sagte: „Er war ein trefflicher, gewaltiger Redner, ein überaus gewaltiger Dolmetscher der ganzen Bibel. Es haben auch die Kanzleien zum Teil von ihm gelernt, recht deutsch schreiben und reden; denn er hat die deutsche Sprache wieder recht hervür gebracht, daß man nu wieder kann recht deutsch reden und schreiben, wie das vil hoher Leut müssen zeugen und bekennen".

Nationaler Geist und nationales Empfinden durchdringt die ganze Tätigkeit Luthers; so bahnt er einen stärkeren Ausgleich des germanischen Geistes mit dem Christentum an. Die deutsche Sprachgeschichte darf aber noch eine bedeutsame Tatsache aus dem Bereich der Eigennamen mit dem Zeitalter der Reformation verbinden. Wenn wir die Taufnamen des 15.—16. Jahrhunderts mit unseren neueren Vornamen vergleichen, so beobachten wir starke Gegensätze: dort etwa Martin Luther, Philipp Melanchthon, Sebastian Brandt, Thomas Murner, Desiderius Erasmus, Egidius Tschudi — hier Friedrich Schiller, Wolfgang Goethe, Ludwig van Beethoven, Heinrich v. Kleist, Wilhelm v. Humboldt. Mag diese Auswahl von Beispielen auch noch so willkürlich sein — es liegt hier wirklich ein Umschwung in der Namengebung vor. Im ausgehenden Mittelalter sind die Heiligennamen als Taufnamen geläufig; es ist begreiflich, daß die Reformation sich gegen diese Taufnamen sträubt. So erscheint denn im Jahre 1537 in Wittenberg — lateinisch geschrieben — ein Büchlein, das die alten deutschen Namen wegen ihrer sinnigen Bedeutung warm empfiehlt. Auf diese von Luther nicht verfaßte, aber gewiß von ihm angeregte anonyme Schrift hin erhob sich bald ein katholischer Gegner, der für die Heiligennamen als Tauf-

namen wieder das Wort ergriff. Man kämpfte also im Zeitalter der Reformation für unsere Vornamen, wie man zugleich für die deutsche Sprache kämpfte. Überall strebt der germanische Geist nach einem Ausgleich mit dem Christentum.

Es gibt noch eine Weltmacht, die mit gleicher Allgewalt wie das Christentum sich in unserer Sprache und Literatur, in unserem Ideenvorrat und in unseren Idealen Geltung verschafft hat, das ist das klassische Altertum. Vom Trojanerkrieg, Aeneas und den Taten Alexanders des Großen sangen schon ritterliche Epen des 12. Jahrhunderts, und seit der Zeit ringt der deutsche Geist ununterbrochen mit den Idealen des alten Hellas. In der Blütezeit deutscher Dichtung bewundern wir den harmonischen Ausgleich des Deutschtums mit christlichen Ideen und griechischer Formenschönheit in den höchsten Erzeugnissen der großen Meister auf dem Gebiet der Dichtkunst. Aber die Macht des Christentums ist die stärkere von beiden. Sie beherrscht nicht nur die Auserwählten, denen die Bildung den Zugang zu den Tempeln griechischer Schönheit gestattet. Aber das Christentum hat uns nur ein klassisches Werk geschaffen, dem alle Schichten des Volkes huldigen, Luthers deutsche Bibel. Keine deutsche Dichtung von Otfrids Evangelienbuch bis auf Klopstocks Messias hat die Aufgabe poetisch gelöst, deren Lösung den Besten erstrebenswert erscheint. Nur einmal ist der Wurf gelungen, in der altsächsischen Heliand-Dichtung aus der Zeit Ludwigs des Frommen. Aber ihre Sprache war niederdeutsch, und das Niederdeutsche sollte für unsere Sprache und Literatur keine Zukunft haben. Und die Versform des Heliand war die altheidnische Form der Alliteration, und die Zukunft gehörte nicht der Alliteration, sondern dem Reim. Wenn Klopstocks Messias sich der antiken Form des Hexameters bedient, so ist dieser Mißgriff charakteristisch und zugleich verhängnisvoll. Das Christentum hat unsere Poetik neugeschaffen, es hat uns den Endreim gebracht. Er beginnt in den christlichen Hymnen des 4. und 5. Jahrhunderts die lateinische Dichtung zu beherrschen und dringt mit den frommen Gesängen in die deutschen Klöster des 8. Jahrhunderts, die heimische Alliteration aber weicht vor der christlichen Reimtechnik zurück.

So bezeugt jedes Reimgedicht den Einfluß des Christentums auf unsere Literatur. Noch einmal fällt hier unser Blick auf sprachliche Tatsachen. Unsere tägliche Rede ver-

wendet in ererbten Formeln die Alliteration, wie auch den Endreim. Auf der einen Seite stehen Wortpaare wie Land und Leute, Freund und Feind, Kind und Kegel, frank und frei. Ihnen gegenüber haben wir Wendungen wie ohne Sang und Klang, Stein und Bein schwören, leben und weben, weit und breit, in Hülle und Fülle. Es ist der alte Gegensatz: Heidentum und Christentum. Erst mit dem Aufblühen unserer Reimdichtung, seit Otfrid von Weißenburg, kommen die Reimformeln in die Höhe, aber als Zeugen der heidnischen Alliteration bleiben die Formeln mit gleichem Anlaut bestehen. So klingt in manchen Worten und Wendungen das germanische Heidentum harmlos nach, aber seine schwachen Spuren verschwinden neben dem hellen und reichen Glanz der christlichen Klänge in unserer Sprache. Wo immer wir aber deutsche Sprache belauschen und erfassen, überall ist sie ein Spiegel unseres Volkes und seiner Geschichte.

II.

Sprachreinheit und Sprachreinigung

geschichtlich betrachtet.

Unsere Zeit wird immer von neuem durch sprachliche Fragen erregt. Sprachmeister treten auf, die mit unbarmherziger Rücksichtslosigkeit uns die Hefte mit Rotstrichen und Ausrufungszeichen zieren und trotz allem Kopfschütteln, das wir im einzelnen für dies Gebahren haben, unser Gewissen im ganzen aufrütteln und wecken. Dann hören wir von berufener Seite, daß unsere sprachlichen Sünden, von denen ängstliche Schulweisheit in jedem Jahrhundert zu jammern gewußt hat, eigentlich das Leben der Sprache, das Absterben der Vergangenheit und die Vorboten neuer Gesetze bedeuten. Dort hören wir von der Berechtigung und Notwendigkeit der Fremdworte in unserer heutigen Bildungswelt, hier wird für Reinheit der Muttersprache gerungen. Lehrbücher und Wörterbücher, die uns alljährlich überraschen, weisen den „aufrichtigen Liebhaber der edlen deutschen Hauptsprache", wie im 17. Jahrhundert so auch heute, immer wieder darauf hin, daß wir eigentlich unser Deutsch nur an der Hand von Büchern, nicht an der Natur üben sollen. Dann hören wir, daß es kein Wörterbuch und keine Grammatik der lebenden Sprache gibt, die den wissenschaftlichen Anforderungen von heute entsprechen, und schließlich stellen sich dem staunenden Volk als unsere heutigen Klassiker jene oberen 40 Schriftsteller vor, die sich für berufen erachten, feierlich gegen die sprachlichen Bestrebungen Unberufener einzuschreiten. Uns stellt die edle Sprache der Meisterwerke aus der Blütezeit unserer Literatur das wahre Ideal künstlerischer Sprachhandhabung vor Augen. Dort vernehmen wir ungestüme Dränger, die den klassischen Wert unserer Klassiker mit Rücksicht auf Sprachreinheit verkennen und bemängeln.

In diesem Irrgarten von Anschauungen und Auffassungen, von Lehrbüchern und Standpunkten — wo ist da die Richtschnur und der Maßstab, den Bau unserer Sprache, seine Grundfeste, seine Säulen und Streben, seine Quadern und Gewölbe zu berechnen und zu ermessen? Kann man sie überhaupt ermessen, wo sich stets vor unseren Augen Umbau und Neubau vollzieht? Und wer sind die Baumeister, wer die Arbeiter an diesem großen und stolzen Bau, der unser aller Kräfte einigen, zu einträchtiger Arbeit zusammenhalten sollte?

Keine Sprache gleicht jenen gewaltigen Domen und Münstern, mit denen Menschenhand und Menschenkunst unsere rheinischen Städte vor vielen anderen ausgezeichnet hat. Die Sprache ist ein Kunstwerk der Natur, in der menschlichen Gesellschaft ruhen ihre Wurzeln und Lebensbedingungen, die Gesetze ihres Wachstums. So ist auch die Sprache Homers, die Sprache der Edda und des Nibelungenliedes gewachsen nach den Jahrtausende hindurch wirkenden Gesetzen einer wesentlich aufsteigenden Entwicklung.

Diese Entwicklung ist ständig bedingt durch den physischen und den geistigen Zustand der Völker. Und die Grundbedingungen der Kultur sind auch die der Sprache. Jede Sprachstufe spiegelt eine Kulturstufe wieder. Das ganze Volk arbeitet an seiner Kultur und zugleich an seiner Sprache, und jeder Fortschritt der Gesellschaft bedeutet einen Fortschritt der Sprache. Die Geschichte eines Volkes ist zugleich die Geschichte seiner Sprache und umgekehrt.

Um unser Volk zu verstehen, müssen wir seine Geschichte ergründen, und wer seine Sprache verstehen will, lernt sie aus ihrer Geschichte begreifen. Aber was die Geschichte lehrt, wird im Streit der Parteien immer gedreht und gewendet. Der stärkt sein monarchisches und ein anderer sein republikanisches oder demokratisches Gefühl im Studium der politischen Geschichte; dieser gibt der neueren Geschichte ein wesentlich protestantisches Gepräge, ein anderer kann eine Geschichte unserer Kultur mit katholischen Grundfarben schreiben. Die inneren Wahrheiten der Geschichte unterliegen allerdings der parteimäßigen Auffassung, aber vielleicht doch nicht in dem Maße, daß ruhige Erwägung darauf verzichten müßte, zu sicherem Urteil vorzudringen.

Wenn ich es nun unternehme, aus unserer Sprachgeschichte die Fremdwörterfrage zu beleuchten, so darf ich zunächst ver-

sichern, daß es wenig Parteimeinungen auf dem Gebiete der deutschen Sprachgeschichte gibt. So erfreulich die Tatsache klingt, so wenig wird die Begründung derselben erfreuen. Das Gebiet wird so gut wie gar nicht bearbeitet, fast die ganze fachwissenschaftliche Arbeit über unsere Muttersprache bewegt sich auf dem Gebiet der altdeutschen Lautlehre, und niemals war man von einer breitere Ziele verfolgenden Geschichte der deutschen Sprache weiter entfernt als heute. Rückerts „Geschichte der deutschen Schriftsprache" hat vor dreißig Jahren einen ersten bedeutsamen Versuch gewagt, aber er fiel in eine Zeit, die in beschränkteren Aufgaben ihr Genüge fand. Es gibt auch immer noch keine Geschichte des Fremdworts im Deutschen, und die Wissenschaft hat im einzelnen wenig darauf Bezügliches geleistet, so bin ich zumeist auf eigene Erfahrungen angewiesen, wenn ich einen vielbehandelten Gegenstand vornehme, der von allen Seiten schon oft genug beleuchtet und völlig erschöpft erscheint.

Jedes Zeitalter hat seine Fremdwörter. Wo Völker neben einander leben, besteht ein Austausch im Wortschatz. Es gibt keine Sprache, die frei von fremden Einflüssen wäre. Island — das ultima Thule — hat seine Fremdworte so gut wie Helgoland und die friesischen Inseln. Auch jedes deutsche Dorf hat Fremdworte, im Westen französische — im Osten slavische. Ohne fremde Einflüsse können wir unsere Sprache gar nicht auf der Höhe denken, die sie in unserer klassischen Dichtung hat. Denn im Wettbewerb mit dem Geistesleben des Auslandes und der Vergangenheit sind wir groß geworden, und mit der Verarbeitung des Lateins, das Jahrhunderte hindurch in Kunst und Wissenschaft, in Staatsleben und Religion eine strenge Schulung durchgemacht hatte, hat für unsere Literatur wie für unsere Sprache zu verschiedenen Zeiten immer ein neuer Aufschwung stattgefunden: wofür das Latein durch eine lange Entwicklung sich sein Sprachgut erworben, das mußte mit einem Male — in den Klosterschulen, von den Geistlichen — verdeutscht werden, und die einheimische Sprache, obzwar mit reichem Erbe aus der Urzeit ausgestattet, verdankt die Biegsamkeit ihres Satzbaues und die Vielseitigkeit ihres Wortschatzes zum großen Teil diesen fremden Einflüssen.

Wer wollte dies alles leugnen? Und wer möchte so segensreiche Wirkungen ungeschehen wünschen und eine an sich un-

mögliche Sprachentwicklung ohne fremde Zutat lieber sehen? Wie der Mensch auf seinen Mitmenschen, so ist ein Volk auf das andere angewiesen und glücklich das Volk, dessen Land an bedeutsame Kulturvölker grenzt — dreimal glücklich, wenn es offene Tore hat für den Verkehr mit Nachbarvölkern, die durch günstige Kulturbedingungen früher groß geworden sind!

Die Segnungen von Deutschlands Lage im Herzen Europas liegen auf der Hand, und unsere Sprache bezeugt, daß wir ihrer wert waren; denn wir haben Fremdes in hohem Maße verarbeitet und verwertet. Aber wenn wir eine Geschichte der Fremdworte älterer und neuerer Zeit besäßen, sie würde uns nicht so sehr trübe Bilder von unserer Sprachverrottung und -versumpfung entrollen, von denen sich heute mancher aufrichtige Freund unserer deutschen „Hauptsprache" mit Abscheu fortwendet; sie würde allerdings modische Verirrungen darstellen, begreifen und verstehen lernen, aber sie würde die Fähigkeiten, die Urkraft und die Bildsamkeit unserer Sprache im glänzendsten Lichte erscheinen lassen. Jedes Fremdwort hat so gut seine Geschichte wie das Erbwort. Die äußeren und die inneren Bedingungen seiner Aufnahme, sein Ringen mit dem einheimischen Sprachgut, in das es sich einordnen muß, der Widerstand, auf den es stößt und vor dem es oft zurückweicht, das alles tritt fast immer deutlich zutage, und schließlich endet die Geschichte der meisten Fremdworte mit einem Sieg des Einheimischen über das Fremde. Anfangs wird vielleicht ein Eindringling, den modische Liebhabereien empfehlen, eine Weile gern gesehen, dann auch noch eine Weile geduldet, aber schließlich wird er wieder verdrängt, und man hat ihm abgelernt, was von ihm zu lernen war.

Ein sorgfältiger Beobachter wird an den französischen Fremdworten des 17. Jahrhunderts diese günstigere Auffassung bestätigt sehen. Aber noch liegt die Behandlung solcher Fragen im Argen. So lange es deutsche Wörterbücher gibt, die den Reichtum unserer Sprache aufspeichern wollen und aufspeichern — so lange ist das Fremdwort aus ihnen verbannt geblieben. Maaler und Stieler und Frisch und Adelung — alle unsere bedeutenderen Wörterbücher gehen am Fremdwort vorbei, und das große Wörterbuch der Gebrüder Grimm teilt diesen Widerwillen. „Es ist den Fremdwörtern" — sagt Jac. Grimm — „ungelungen, eigentlich sich anzubauen; ihr Aufenthalt scheint in vielen Fällen gleichsam ein vorübergehender, und man wird,

sobald einmal das natürliche Wort seinen gebührenden Raum gewonnen hat, sie gar nicht vermissen."

Es ist unbegreiflich, wie Jac. Grimm nach dieser Ausführung fortfahren konnte: „Solche fremde Ausdrücke kommen uns zwar täglich in den Mund, gehen aber die deutsche Rede nichts an." Und bedauerlich ist es im höchsten Grade, wenn dementsprechend der Plan des großen Grimmschen Wörterbuches, das immer ein Stolz unseres Volkes sein wird, das Fremdwort geradezu ausschließt. Jac. Grimm wäre der rechte Mann gewesen, mit seiner feinsinnigen Beobachtungsgabe Fremdes und Einheimisches gegen einander abzuwägen und abzugrenzen, jetzt aber zeigt das große Werk klaffende Lücken, oft dabei geschichtliche Ungerechtigkeit, und es hat sich an der Behandlung der einheimischen Worte leider oft genug gerächt, daß das Fremdwort darin fehlt.

Denn die Geschichte jedes einzelnen Fremdwortes ist zugleich ein Teil der Geschichte eines einheimischen Wortes. Wer das Leben der einheimischen Worte verfolgt, wird immer und immer wieder auf die Fremdworte hingeführt. Zahllose Fremdworte werden durch einheimische abgelöst, das einheimische ist meist das spätere, das Fremdwort das frühere. Korrespondenz ist der Vorläufer von Briefwechsel, auf point de vue ist Gesichtspunkt gefolgt, Ehrenpunkt ist jünger als point d'honneur, für Offensiv- und Defensivbündnis ist Schutz- und Trutzbündnis eingetreten; was im Anfang des 19. Jahrhunderts Tripelalliance war, heißt jetzt Dreibund. Oft verdanken wir einem einzelnen Fremdwort mehrfache deutsche Wortgebilde. Wer z. B. die Geschichte von lat. saeculum auf deutschem Boden schreiben würde, das im 16. und 17. Jahrhundert gänzlich bei uns eingebürgert war, verstände zugleich die Geschichte unserer Worte Jahrhundert, Jahrtausend und Jahrzehnt. Wir können beobachten, wie die Schriftsteller des 17. Jahrhunderts tastend nach einer Verdeutschung des Fremdwortes streben; aber die deutschen Umschreibungen jener Zeit waren nicht so kurz und schlagfertig, daß man gern auf das bequeme lateinische Wort verzichtet hätte. Da arbeitet sich um 1700 das Wort Jahrhundert allmählich durch, aber saeculum bleibt einstweilen noch beliebt; um 1750 wird Jahrhundert vor saeculum bevorzugt, und nun folgt auf Jahrhundert bald das nachgebildete Jahrtausend und um 1800 auch Jahrzehnt für decennium. So verdanken wir dem fremden saeculum, inso-

fern es eine Zeit lang fast Bürgerrecht hatte, jene drei so bequemen und glücklichen Wortgebilde, und man wird mit mir einig sein, daß die Geschichte des Absterbens von saeculum auf deutschem Boden die Geschichte des Aufkommens jener heimischen Wortgebilde ist (vgl. Feldmann, Ztschr. V 229).

Unsere Beispiele zeigen — glaube ich — deutlich die Neigung, Fremdländisches und Fremdartiges durch Einheimisches zu ersetzen. Und wie manches Fremdwort, das lange unausrottbar schien, ist schließlich verschwunden. Die Zeit schafft oft unerwartet schnellen Wandel.

Alle Gebildeten und Ungebildeten Deutschlands bedienten sich im 18. Jahrhundert und noch durch das erste Viertel des 19. der französischen Bezeichnung Demoiselle, bezw. Mamsell, für unser heutiges Fräulein. Die Demoiselle Oeser — wir verwundern uns über diese Bezeichnung in Goethes Dichtung und Wahrheit, und noch überraschender ist es, daß die eingefleischtesten Sprachreiniger vor dem Worte Halt machten und nur zaghaft nach einer deutschen Bezeichnung tasteten. Und der zuerst den Vorschlag, Fräulein zu sagen, wagte, der Purist Rüdiger, fand auch bei seinen Parteigängern keine Zustimmung; Campe verstieg sich zu der ängstlichen Erwägung: „Der bürgerlichen Mamsell würde es ebenso sehr zu Kopfe steigen, wenn sie mit der ehrbaren Tochter des Handwerkers einerlei Namen führen sollte, als dem adligen Fräulein, sich mit der bürgerlichen Mamsell unter einerlei Benennung begriffen zu hören.“ Campes Befürchtung war vielleicht begründet, aber den Forderungen der neuen Zeit hat jene kleinliche Sprachsymbolik der Standesunterschiede weichen müssen, und der Sprachreiniger hat Recht behalten (vgl. Matthias, Ztschr. V 23).[1])

Ein anderes Beispiel, wie die Zeit vielfach Wandel schafft, bietet die Geschichte des Wortes fatal auf deutschem Boden. Der Hamburger Dichter Brockes hat im Jahre 1732 einen Auf-

[1]) Es ist noch kein Jahrhundert her, daß Campe bei Gelegenheit der lateinischen Titel eine ernsthafte Erwägung anstellen konnte wie diese: „Sagen wir ‚Frau Baccalaureussen‘, so ersterben uns die letzten Worte zwischen den Lippen; entschließen wir uns aber, nach der Gewohnheit einiger Gegenden ‚Frau Baccalaurea‘ oder, wie es an anderen Orten üblich ist, ‚Frau Baccalaurei‘ zu sagen, so will uns das Wort auch nicht über die Zunge.“ Und wir heute können es uns kaum noch denken, daß diese Baccalaureus-Frage ernsthaft war: so unmöglich scheint uns jetzt der Gebrauch eines so plumpen Wortes.

satz veröffentlicht: „ob und welcher Gestalt das Wort fatal zu verteutschen möglich sei", und darin schließlich die Meinung geäußert, daß das bequeme Fremdwort vielleicht doch besser beizubehalten sei; er kannte eine Übersetzungsweise noch nicht, die erst am Schluß des 18. Jahrhunderts aufgekommen ist. Als G. Forster 1791 das indische Schauspiel „Çakuntala" mit seinem englischen Titel „the fatal ring" verdeutschte, klagte er: „Wir haben schlechterdings kein Wort, das dem Worte fatal in seiner Vieldeutigkeit entspräche", und so sagte er: „der entscheidende Ring", wir würden jetzt sagen „der verhängnisvolle Ring" und damit ein Wort gebrauchen, das etwas über 100 Jahre alt ist.

Was die Sprachgeschichte uns lehrt, ist die gewisse Zuversicht, daß die Aussichten der Fremdworte nicht so ängstlich sind, wie es im Streit der Meinungen wohl dargestellt wird. Wir dürfen getrost die Hoffnung schöpfen, daß die Lobredner der Fremdworte von der Zukunft eines Besseren belehrt und verstummen werden. Fremdworte haben nur unter fest bestimmten Gesetzen ein langes Leben. Nie sind sie kurzlebiger, als wenn sie trotz undeutschem Gepräge der Mode eines Zeitalters ihren Einzug verdanken. Die Masse jener Fremdlinge, die sich im Deutsch des 17. Jahrhunderts so wohl gefallen, hat die Blütezeit unserer Literatur nicht erlebt. Und im Zeitalter Goethes und Campes treffen wir Fremdworte, die sich nicht einmal 50 Jahre lang bei uns zu halten vermocht haben. Die Sprache stößt das Fremdartige immer wieder ab, und die Freunde der Sprachreinigung haben an der Sprache selbst den mächtigsten Bundesgenossen. Durch glückliche Bedingungen vor jener Zerstörung behütet, die dem Englischen fast bis zur Verleugnung seiner angeborenen Sprachart widerfahren, hat sich unsere Muttersprache niemals ihrer selbständigen Erbeigentümlichkeiten entäußert. Unser Sprachgefühl ist zu allen Zeiten so sehr deutsch gewesen, daß die zeitweise Mode es nicht hat zerstören können; die angestammten Grundfarben und Töne haben sich nie so grell und abstoßend geändert, wie es mit dem Englischen der Fall gewesen.

Unser angeborenes Sprachgefühl äußert sein Widerstreben gegen Fremdes und Fremdartiges so unzweideutig, daß man immer darin — und mit Recht — einen wesentlichen Grund gegen das Fremdwort gesehen hat. Ich denke an die volksetymologische Umgestaltung und verdeutlichende Umbildung von

Fremdworten. In einigen Fällen, die man gern hier anführt, glaube ich aber die ersten Regungen des Einheimischen zu fühlen und die Entstehung des Einheimischen zu beobachten. Wir sagen: „das Agens seines Lebens war sein Ehrgeiz", wir hören dann: „das treibende Agens war sein Ehrgeiz", und schließlich heißt es allgemein: „das Treibende war sein Ehrgeiz". Auf Examen folgt eigentlich naturgemäß Examensprüfung und seit 1700 kommt dann Prüfung allein auf und gewinnt noch heute vor unsern Augen Breite und Umfang. Wenn wir vom treibenden Agens, von Examensprüfungen hören oder lesen, so dürfen wir wohl zuversichtlich hoffen, daß die Todesstunde des Fremdwortes nicht fern ist. Man beurteilt solche Fälle zu einseitig, wenn man darin Halbbildung, unfreiwillige Komik und Geschmacklosigkeit erkennt. Die reitende Kavallerie, die Examensprüfung, der Guerrillakrieg und alle jene Beispiele, mit denen man so gern das Fremde als überflüssig und häßlich brandmarkt — man muß sie auch ernst nehmen als die echte und wahre Regung, das Fremde allmählich ganz abzustreifen.

Beweist die deutsche Sprachgeschichte, daß die überwiegende Masse der modischen Fremdworte einheimischen Wortgebilden von selbst weichen muß, so bleibt noch zu ermitteln, was denn von fremdem Sprachgut lebensfähig auf deutschem Boden ist. Die Antwort darauf liegt in unserer bisherigen Betrachtung. Was unserm Sprachgefühl widerstrebt, verfällt dem puristischen Zug der Sprache. Was mit unserm Sprachgefühl sich verträgt, kann sich halten und dauernd einbürgern. Wer glaubt, daß jedes französische, jedes lateinische Wort entlehnbar und daß die Aufnahme von Fremdworten an keine Regeln gebunden ist, der hat sich nicht ernstlich in den Entwicklungsgang unserer Sprache vertieft.

Ich rede vom Deutschen. Das Englische, das unter anderen Lebensbedingungen erwachsen ist, muß mit anderem Maßstab gemessen werden. Unsere Sprache, die ihren Erbcharakter nie preisgegeben hat und immer deutsch geblieben ist, gestattet die Aufnahme und Einbürgerung von Fremdworten nur, sofern sie keinen fremdartigen Zug, keine fremdartige Farbe in Laut und Bildung verraten. Je näher das Wort einer fremden Sprache zu unserer Sprachart stimmt, um so leichter, sicherer und fester schlägt es bei uns Wurzel, und keine Gewalt vermag ein solches Gewächs aus unserem Boden auszurotten.

Je näher sich die Sprachstufen zweier Völker stehen, um so leichter beeinflussen sie sich gegenseitig. Die römische Kaiserzeit hat uns eine Fülle von lateinischen Worten geschenkt, die dauernd geblieben sind. Aber jedes dieser Worte hat in der übernommenen Form gleich bei der Entlehnung ein gutes deutsches Aussehen gehabt. Lateinische Worte, die wir entlehnt haben, wie corbis der Korb, vînum der Wein, mûlus das Maultier, discus der Tisch, haben um Christi Geburt herum auf deutschem Boden Aufnahme finden können, weil unsere Worte damals genau die gleichen Endungen haben konnten. Im Gegensatz hierzu beachte man, daß mehrsilbige Zusammensetzungen wie compater, conscientia seit alter Zeit durch die Wortübersetzungen Gevatter, Gewissen bei uns ersetzt sind; wir haben in Deutschland nie einen Versuch gemacht, solche lateinische Worte selbst zu übernehmen. Also nur die nahe Berührung der Sprachstufe und Sprachformen hat dem Einfluß des Lateins in altdeutscher Zeit Vorschub geleistet, ähnlich wie die Gleichartigkeit der Sprachen es bedingt hat, wenn das Latein so reichlich vom Griechischen übernehmen konnte. Wir dürfen für uns auch an das Englische erinnern. Es scheint mir ungerecht, wenn man englische Fremdwörter im Deutschen milder als etwa französische beurteilt, weil die Engländer uns nahe verwandt sind. Im modernen Kulturleben, wo die Politik so oft über unsere Neigungen und Abneigungen entscheidet, wird man die Kulturzusammenhänge doch wohl höher anschlagen als eine uralte Verwandtschaft. Ich würde deshalb wohl dem Einfluß des Französischen eher als einem solchen des Englischen von vornherein Berechtigung zuerkennen. Aber wenn man die Gleichförmigkeit der Sprachstufe zwischen Deutsch und Englisch erwägt, wird es begreiflich, daß so manche bequeme Fremdworte aus dem Englischen Bürgerrecht bei uns erhalten. Park, Sport, Klub, Frack, Rum und manches andere englische Wort könnte ebenso gut für ein echt deutsches Wort ausgegeben werden. Ich erinnere noch daran, daß wir seit dem vorigen Jahrhundert dem Altdeutschen Einiges entlehnen konnten; Worte wie Minne, Recke, Brünne oder Ger und Gau, Fehde und das Eigenschaftswort hehr haben bei uns so leicht Aufnahme gefunden, weil ihr Bau und Aussehen gut neudeutsch ist.

Hiernach ist es im allgemeinen verständlich, warum der französische Einfluß so augenfällig und so grell zu Tage tritt

und warum wir uns seiner erwehren, warum unser Sprachgefühl sich dagegen sträubt. Der französische Einfluß würde die Farben und Töne, würde den ästhetischen Charakter unserer Sprache ändern, wie das Englische in der Tat durchaus zur Mischsprache geworden ist. Das Englische hat keinen Grundton mehr, das Deutsche bewahrt ihn seit alter Zeit.

Zwar auch bei der Übernahme von Fremdworten aus Sprachen, deren Bildungsstufe unserem Sprachcharakter nahe steht, bedarf es nicht selten kleiner Lautwandlungen, damit diese in unser Sprachgut eingefügt werden können: lateinisch flagéllum der Flegel erhielt als flágellum, cumînum der Kümmel als cúminum, cellárium der Keller als céllarium Eintritt in das Deutsche, ein wenig Anpassung an den deutschen Sprachbau gibt solchen Fremdworten gleichsam das Bürgerrecht. Aber wie wenig des französischen Lehnmaterials gewinnt so leicht deutsches Aussehen! Es kann sein undeutsches Aussehen selten abstreifen und wird seine Heimatfarbe immer verraten. Was immer unser Sprachgefühl mit Worten wie Bureau, Regiment, Galerie vornehmen mag, sie bekommen kein Heimatrecht. Aber französische Worte wie Koffer, Kasse, Rest, Mode, Miene, Möbel*) werden sich trotz ihres französischen Ursprungs durch keine noch so kräftige Bemühungen aus unserer Sprache entfernen lassen, weil sie leicht und von selbst in unsern Sprachbau hineinpassen.

Es verlohnt sich wohl, diesen Gesichtspunkt so schroff zu betonen, weil auch verständige und sprachkundige Gegner der Fremdwörter in ihrem Streben nach Sprachreinheit oft gegen jenes Gesetz verstoßen. Wenn unsere Fremdwörterbücher, die der Sprachreinigung dienen, zuweilen Worte wie Pöbel, Titel, Sorte, Rasse, Mode, Miene, Gruppe, Grotte in Acht und Bann tun, so glaube ich, daß Bemühungen dieser Art keinen Erfolg versprechen. Unsere Sprache beruhigt sich bei solchen Fremdworten; sie erleidet keinen Schaden durch so harmlose Gebilde. Und wo die Aussicht auf Erfolg so gering ist, wird einer guten

*) Man wende gegen solche Fremdworte nicht ein, daß sie zusammenhanglos in unserer Sprache dastehen. Denn wie groß ist die Zahl der gut deutschen Erbworte, die keine Deutung aus einheimischem Sprachgut finden können! Worte wie Roß und Hund, Haus und Hof, Mann und Weib stehen ganz ohne Stützen in unserm Wortvorrat.

Sache mehr gedient, wenn man die in Frage kommenden Tatsachen ohne Voreingenommenheit ansieht.

Diese beiden Tatsachen aber scheinen mir durch unsere Sprachgeschichte zur Gewißheit erhoben zu werden: Fremdworte, die dem deutschen Sprachcharakter widerstreben, sind kurzlebig und verfallen der Wortübersetzung — Fremdworte, die sich in den deutschen Sprachbau einfügen, sind unausrottbar.

Diese Gesetze sind die Bewegungslinien der Fremdworte. Man wird leicht den Einwurf machen, daß das erste Gesetz keine bindende Kraft hat. Man wird sagen, daß Worte wie Religion, Natur, Literatur, Musik, wie human und Humanität, wie Ideal und Kultur, die nun fast drei Jahrhunderte in deutscher Rede leben, doch eines Besseren belehren sollten. Ich lasse mich durch solche Ausnahmen nicht beirren. Denn haben wir es hier wirklich mit alten langlebigen Fremdworten zu tun? Werden diese Fremdworte nicht vielmehr immer von neuem wieder entlehnt aus ihren Grundsprachen? Würde unser geistiger Zusammenhang mit dem Altertum nicht für jedes Zeitalter, für jedes Geschlecht immer wieder erneuert, so wären solche Fremdworte — losgelöst von ihren Grundworten — in unserer Sprache dem allgemeinen Geschick der Verdeutschung nicht entgangen. So dürfen wir sie trotz ihres scheinbaren Alters für Fremdworte der neuesten Zeit halten; und ihr Lautkörper zeigt, daß die Zeit keine Spuren von Zerstörung ihnen aufgedrückt hat.

Wenn nun die deutsche Sprachgeschichte in der Kurzlebigkeit der Fremdworte die Abneigung unseres Sprachbewußtseins gegen Fremdworte und unseren angeborenen Sinn für Sprachreinheit bezeugt, so liegt uns wohl allen die Frage auf den Lippen, was neben dem stillen ungestörten Sprachleben der Eingriff sprachreinigender Mächte für eine Berechtigung hat, mit welchen Aussichten einzelne oder Sprachgesellschaften in die Entwicklung eingreifen können.

Die Stellung unserer großen Schriftsteller ist bekannt. Man hat des öfteren hervorgehoben, daß der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in höherem Maße Fremdworte aufweist als ihre Meisterwerke. Unsere Dichtung sträubt sich durchaus gegen das Fremdwort. Luther bedient sich in den Flugschriften, die den Forderungen der Tagesfragen entsprungen sind, mancher damals üblichen Fremdworte, aber wie rein ist seine Bibelübersetzung! Und wie kräftig und urwüchsig ist Lessings Prosa in

ihrer Reinheit! Und am Schluß des unglücklichen Jahrhunderts, das über Deutschland die unerquickliche Flut von französischen Worten ergoß, trat Leibniz für Sprachreinheit auf mit jenen Unvorgreiflichen Gedanken, die — in Wort und Wendung deutsch — durch die großartigen Pläne wie durch den Ernst und die Wärme der Empfindung noch heute den Leser ergreifen.

Wenn so unsere edelsten Schriftsteller, wo sie reine und volle Wirkung erstreben, auf Sprachreinheit Bedacht nehmen, so offenbaren sie damit das feinste ästhetische Verständnis für unsere Sprache. Die Einheitlichkeit des Sprachbildes, der Einklang der sprachlichen Farben und Töne ist es, was vor allem den Dichter leitet; er will seine Wirkungen nicht beeinträchtigen durch fremdartige Wortgebilde. Und sollte die Reinheit des Sprachbildes, wie es unsern Dichtern vorschwebt, für die ungebundene Rede nicht von maßgebender Bedeutung sein? In der Flut der Schriften, welche der Gründung des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins auf dem Fuße folgten, wurden manche wunderliche Ansichten gegen die Sprachreinigung laut, keine von größerem Unverstand, als daß vorgegeben wurde, man habe Fremdworte für die Prosa anzuwenden, um die gleichwertigen einheimischen Entsprechungen für die Sprache der Dichtung zu schonen und zurückzubehalten. Statt den Dichtern, die ein ausgeprägtes Sprachgefühl haben, den Dichtern, die Jedermann uns als Sprachschöpfer und Sprachbildner preist, die Sorge um ihre sprachlichen Mittel allein zu überlassen, will der Prosaist, sagen wir offen — will die Tagespresse und die Tagesliteratur solchen höheren Rücksichten ihre Wortwahl unterordnen? Solche Rücksichten hat niemand den Schriftstellern unserer Tagesliteratur zugemutet. Aber sie sollen aus einem Fehler keine Tugend machen und sollen nicht vorgeben, sie vermieden Deutsches, um es für die Dichtung aufzuheben. Sie dürfen zu ihrer Entschuldigung wohl sagen, daß die Tagesliteratur leider niemals höhere Rücksichten gekannt hat, als eben was der Tag erheischte. Wo höhere und weitere Wirkungen beabsichtigt werden, da entfaltet sich die Sprachreinheit in der Sprache der Literatur wie im Sprachleben selbst. Kein Schriftsteller, der die ihm zu Gebote stehenden Kunstmittel versteht, dem der Ernst seines Berufes durch die große Vergangenheit unserer Sprache und Dichtung klar geworden, kann sich der Forderung der Sprachreinheit entziehen. Darüber sollte eigentlich keine Meinungsverschiedenheit bestehen dürfen.

Aber etwas anderes ist Sprachreinheit, etwas anderes Sprachreinigung, und das naive Sprachgefühl, der unmittelbare Drang für Reinheit äußert sich anders als die bewußte Absichtlichkeit der Sprachreinigung. Dem Dichter liefert die Sprache selbst die neuen Formeln, er findet sie, und der Sprachreiniger sucht sie. Das Recht, die Sprache bereichern zu wollen, hat der eine wie der andere. Aber wie hoch ist die Aussicht auf Erfolg anzuschlagen?

Preußens größter König fand unsere Sprache wenig wohllautend und er schlug in seinem berühmten Büchlein „De la littérature allemande" vor, den Wohlklang einzelner Worte durch Anfügung eines a zu erhöhen. Es war Friedrich dem Großen allerdings nicht recht ernst mit diesem Vorschlag, denn er dachte nicht daran, seinen Worten irgend einen Nachdruck zu geben. Aber Erfolg hätte er auch dann nicht gehabt. Es wäre ein sehr kühner Eingriff in den Sprachbau gewesen. Dies Beispiel lehrt uns, daß keine Neuerung Aussicht auf Erfolg hat, die unserem Sprachbau widerstrebt. Je näher eine Neubildung mit anderen vorhandenen Sprachgebilden zusammenstimmt, um so leichter dringt sie durch. Und deswegen hätten wohl naive Wortschöpfungen unserer Klassiker glücklichere Aussichten auf Erfolg als die Bestrebungen der Sprachreinigung; denn im Suchen und Schaffenwollen irrt das Sprachgefühl leicht; was dem Dichter spielend gelingt, bringt dem Sprachreiniger nur eine seltene Glücksstunde. Aber solche immerhin seltenen Glücksstunden verzeichnet die Geschichte der Sprachreinigung doch oft. Und ich glaube fast, daß man heutzutage mehr sprachreinigende Wortschöpfungen von Erfolg auf Puristen als auf unsere Klassiker zurückführen kann. Prof. Dunger hat in der schönen Einleitung zu seinem Wörterbuch der Verdeutschungen das Beste darüber gesagt und das meiste zusammengetragen, und ich weiß nichts von Belang hinzuzufügen. Aus den Tatsachen, die er dort bespricht, will ich nur Campes Tätigkeit erwähnen. Ihm danken wir Staatsumwälzung für Revolution, Feingefühl für Takt, Zartgefühl für Delikatesse, Beweggrund für Motiv, Zerrbild für Karikatur, Flugschrift für Pamphlet, Brüderlichkeit für Fraternität und vieles andere. Ein Zukunftswörterbuch, das einmal der Fremdwörterfrage in ihrer Vielgestaltigkeit gerecht würde, könnte wohl den Anteil bewußter Sprachreinigung an unserem Wortschatz ins hellste Licht setzen. Es läßt sich nicht leugnen, daß manches edle Wort durch die Sprachreinigung geschaffen

worden ist. Als die Berliner Akademie der Wissenschaften — eingedenk der Tatsachen und Absichten, die bei ihrer Gründung mitgewirkt hatten — 1794 eine Preisfrage über Sprachreinigkeit ausgeschrieben hatte, erhielten Campe und Kinderling („Über die Reinigkeit der deutschen Sprache" 1795) Preise, und Campes Name wird immer ebenso mit Ehren genannt werden wie die gelehrte Gesellschaft, die sein Werk mit dem ersten Preise krönte.

Ich würde Allbekanntes wiederholen müssen, wenn ich länger bei den erfolgreichen Bestrebungen der bewußt arbeitenden Sprachreinigung verweilen wollte. Es ist das eine klar, daß puristische Wortübersetzungen um so aussichtsvoller sind, je natürlicher das Sprachgefühl dessen ist, der sie geschaffen. Und wir dürfen getrost Campe ein sehr fein entwickeltes Sprachgefühl zuschreiben. Man wende aber nicht ein, daß die Tätigkeit der Sprachreiniger viel Wortgebilde erzeugt, die gar nicht lebensfähig sind. Dem ist so. Aber schaffen nicht auch unsere besten Schriftsteller unendlich viel Neues, das wirkungslos und ohne Nachfolge in der Literatur und im Leben bleibt? Überall wird Neues geschaffen, aber nicht jedes Geschöpf ist lebensfähig. Und manches Wesen, dem die besten Ärzte kurzes Leben voraussagen, erreicht ein hohes Alter.

Wie neue Worte der Sprachreiniger erfolglos bleiben können, so verhallt auch zuweilen die Einsprache der besten Schriftsteller und der besten Sprachkenner. W. Grimm ereiferte sich im Jahre 1846 gegen das neugebildete unaussprechbare Modewort Jetztzeit, es hat sich trotzdem festgesetzt, und schnell bildete man darnach Frühzeit. Auch gegen selbstredend für „selbstverständlich" hat Wilh. Grimm sich ohne Erfolg erklärt: „selbstredend schwieg er" — das erschien ihm albern und abgeschmackt. Die Folgezeit hat der Einsprache Wilhelm Grimms kein Gehör geschenkt. Trotz so sprachkundiger und feinfühliger Beurteilung ist durchgedrungen, wovor so ernst gewarnt worden ist. So kann es nicht befremden, daß auch manche Neuerungen der Sprachreiniger verhallen und ohne die im einzelnen wohl wünschenswerte Nachfolge bleiben. Aber über dieser Tatsache dürfen die großen Erfolge nicht vergessen werden, daß in der Neuzeit die Tätigkeit der großen Sprachgesellschaften durch die Losung der Sprachreinheit Freunde und Feinde einer guten Sache aufgerüttelt und geweckt hat. Campe durfte Schiller und Goethe, die ihn scharf angriffen, oft genug als mächtige Zeugen für

seine Bestrebungen anrufen. Und seit durch unseren Sprachverein die alte Losung der Sprachreinheit erneuert ist, hat der Ersten einer von unseren besten Schriftstellern — Gustav Freytag — in einzelnen seiner Werke manchem guten deutschen Wort den Platz gegeben, den vorher ein Fremdwort eingenommen hatte.

Wenn wir eine wesentliche Aufgabe großer Sprachgesellschaften darin sehen, daß sie das Gefühl für Sprachreinheit allgemein wecken und wachhalten wollen, so kann nicht geleugnet werden, daß unser Jahrhundert wie die ganze Neuzeit an modischen Verirrungen und Torheiten gerade in Sachen der Fremdworte krankt. Was vor 50 Jahren Wilhelm Grimm einmal sagte, gilt noch heute: „Alle Tore sperrt man auf, um die ausländischen Geschöpfe herdenweise einzutreiben. Die Verhältnisse sollen nicht zart, sie müssen delikat sein; wir werden nicht davon bewegt, sondern affiziert; das Leben versumpft nicht, es stagniert. Ungleichartig versteht niemand, aber gewiß heterogen; das Jahrzehnt nimmt an Gewicht zu, wenn es Dezennium heißt. Das alles ist auf wenigen Blättern eines Buches zu finden, und immer bot die Muttersprache das natürlichste, eindringlichste Wort." Ist es nicht trostlos, wenn diese Worte Wilhelm Grimms heute noch Geltung beanspruchen? Ist alles Ankämpfen gegen solche Ausländerei vergebens? Und welches wird die Zukunft unserer Sprache sein?

Die Fährlichkeiten, die der 30jährige Krieg über unsere Sprache gebracht, hat unser Volk und seine Literatur langsam, aber glücklich überstanden; Schillers und Goethes Meisterwerke zeigen keine Spuren der widerlichen Krankheit, die in der Zeit des 30jährigen Krieges begonnen hat. Sind solche Wunden vernarbt, dann braucht das Geschlecht von heute nicht zu verzagen, das in dem großen Erbe unserer Klassiker auch ein sprachliches Bildungsmittel von gewaltigem Wert besitzt. Aus der ewigen Jugendfrische ihrer Werke muß und wird unsere Sprache ihre Gesundheit immer von neuem schöpfen, und die Quelle, in der unsere Klassiker sprachlich ihre Kraft und Nahrung gefunden, versiegt auch in Zukunft nicht: das ist die Sprache selbst und der gesunde Sinn des Volkes. Aber diesen lebendigen Jungbrunnen rein und lauter zu halten, ihn vor Trübung durch Unachtsame und Nachlässige, vor Vergiftung durch Unverständige und Böswillige zu behüten — dazu soll jeder in seinem Kreise wirken, der weiß, daß mit der Sprache auch unsere Literatur und unser Volk gesundet.

Wilhelm Grimm, der in den Kinder- und Hausmärchen mit Hilfe der Sprachreinheit die schönsten und dauerndsten Wirkungen erzielt, konnte sich nicht stark genug ausdrücken gegen den Fremdwörterunfug und gegen die stumpfe Gleichgültigkeit auch der Besten zu einer Zeit, als die Sprache allein unser Volk noch zusammenhielt (Kleine Schriften I 518, 519).

Wir aber heute, die reichen Erben einer großen Vergangenheit, wollen uns dankbar dafür erweisen, daß unsere Sprache, die den Deutschen in den Zeiten tiefster Zerklüftungen das Ideal der Einheit allein vor Augen gestellt hat, an der Gründung unseres Deutschen Reiches einen so wesentlichen Anteil hat. Pflege der Muttersprache ist eine Pflicht der Dankbarkeit, und Pflege der Sprachreinheit ist diejenige Aufgabe, mit der wir uns des kostbaren Erbes unserer Literatur würdig erweisen sollen.

III.

Grenzen der Sprachreinheit.

Immer wieder findet das Fremdwort Gönner und Lobredner. Was man im günstigsten Falle als notwendiges Übel ansehen sollte, das erscheint vielfach als Schmuck und Zier, ja auch als Stolz unserer Sprache. Wenn Deutschland wie kein anderes Land gegen das Ausland gerecht gewesen ist, so darf man daraus doch keineswegs die Notwendigkeit der Fremdworte ableiten; denn keineswegs ist die Übernahme von Fremdworten die einzige Möglichkeit der Aneignung ausländischer Begriffe, die uns gefehlt haben. Wer sprachgeschichtlich einigermaßen geschult ist, wird die innere Aneignung fremder Begriffe in einheimischen Wortgebilden bedeutsamer einschätzen. Wir dürfen uns nicht einseitig an neuere Zeiten halten, in denen die rein buchmäßige und schriftliche Form der Beeinflussung überwiegt. Wir müssen unsere Sprache, wenn wir ihre Naturgesetze erkennen wollen, zuerst immer dort untersuchen, wo der Verkehr der Völker nicht unter gelehrter und nicht unter buchmäßiger Kontrolle gestanden hat. Jene Ängstlichkeit, die das ausländische Wort gegen jede Umbildung und Eindeutschung schützt, ist deutlich erst eine Krankheit der neuesten Zeiten, wo jeder ungebildet ist, der seinem natürlichen Sprachgefühle folgend das Fremdwort lautlich umprägt.

Je weiter wir in unserer Sprachgeschichte zurückgehen, um so deutlicher sehen wir, daß die Sprachreinheit gar keine Grenzen hat. So lange wir noch nicht die buchmäßige Schulung der Neuzeit gehabt haben, war die innere Aneignungsfähigkeit unserer Sprache hoch entwickelt. Wortübersetzungen haben immer dem Fremdwörterwesen Abbruch getan, aber sie waren nicht ängstlich, erfaßten öfter den Wortinhalt als die äußere Form, deuteten das Wesen der Sache besser an, als es ein farbloses und inhaltsloses Fremdwort kann.

Nehmen wir z. B. den deutschen Wortschatz der christlichen und kirchlichen Begriffe. Da sehen wir, daß unsere Sprache

die Möglichkeit der inneren Aneignung auf fast alle Begriffe erstreckt, für die wir heute oder früher einmal ein Fremdwort für notwendig erachtet haben. Allerdings wird man den natürlichen Wortübertragungen einer nicht mit Gelehrsamkeit arbeitenden Zeit eine stärkere Naturfarbe, heimischere Wortkraft anmerken als manchen einschlägigen Versuchen, die vom grünen Tisch ausgehen, aber man wird sehr bald sehen: die Wortübersetzungen schrecken vor keinem fremden Begriffe zurück, die Sprachreinheit naiver Zeiten kennt keine Grenzen.

Altar. Die Angelsachsen haben das Fremdwort völlig vermieden und haben dafür durch vier Jahrhunderte ein ganz einheimisches Wort gebraucht; es lautet weofod oder wibed, was eigentlich eine Wortzusammensetzung ist, die „heiliger Tisch" bedeutet (angelsächsisch wih „heilig" und beod „Tisch"). Die Zusammensetzung ist durchaus volksmäßig und alleinherrschend gewesen. Die Möglichkeit, das lateinische Fremdwort zu vermeiden, ergibt sich somit klar von einem germanischen Standpunkte aus; denn das angelsächsische Wort ist durchaus christlich und läßt sich durch nichts als heidnisch erweisen.

Apostel. Das Wort ist bei den Germanen vielfach in alter Zeit eingebürgert, aber seine Überflüssigkeit liegt im deutschen Mittelalter deutlich zutage, wo gern dafür Zwölfbote gesagt wurde (jeder einzelne Apostel galt als ein Zwölfbote). Das Wort ist eine freie Umschreibung des geschichtlichen Wortinhaltes, war durchaus volksüblich und nicht mißzuverstehen. Wer würde heute glauben, daß das Wort Apostel jemals hätte umgedeutscht werden können? Und wer würde heutzutage auf diese Übersetzung verfallen?

Bibel. Das Wort ist erst im 16. Jahrhundert durchgedrungen. Im Mittelhochdeutschen sagt man allgemein diu schrift oder diu buoch.

Evangelium. Das Wort ist schon der althochdeutschen Zeit geläufig, aber das im Englischen dafür herrschende gospel aus angelsächsisch godspel (= Gotteswort) ist ein Beweis dafür, daß der christliche Begriff einer germanischen Wortübertragung wohl fähig war. Der Angelsachse hat sich das biblische Wort gar nicht angeeignet.

Hölle. Das Wort ist der deutlichste Beweis dafür, daß die Sprachreinheit keine Grenzen hat. Der christliche Begriff ist schon bei Ulfilas durch ein heidnisches halja ersetzt. Aber

lat. infernum ist nur vom Dichter des Heliand gelegentlich als fern festgehalten, sonst kennt die deutsche Sprache dafür nur Hölle.

Kreuz. Dieses durch und durch christliche Wort ist für das deutsche Christentum nicht durchaus und überall notwendig gewesen. Wie schon der Gote Ulfilas das einheimische Galgen (got. galga) anwendet, so kennen auch die Angelsachsen ohne Ausnahme nur gealga.

Ostern. Wenn das christliche Fest eine deutlich heidnische Benennung hat, die auf eine altdeutsche Göttin Ostara zurückgeht, so beweist die noch heute in niederdeutschen Landen übliche Benennung Paasche lat. Pascha, daß die christlich-lateinische Bezeichnungsweise leicht auch hätte gemeindeutsch werden können. Auch hier hat Purismus gewaltet.

Paradies. So gut wie Himmel und Hölle als christliche Begriffe mit guten deutschen Worten ausgedrückt sind, ebenso gut war die Möglichkeit gegeben, auch Paradies einheimisch zu formen. Nur die Angelsachsen haben es getan. Sie haben eine germanisch-heidnische Wendung dafür gebraucht: neorxena wang; der Inhalt dieser Umschreibung ist noch nicht ermittelt; etwa „Wiese der Seligen" scheint das Wort zu bedeuten. Es war also wohl wie unser Hölle ein heidnischer Begriff, den das Christentum sich zu nutze machte.

Pate aus lateinisch pater. Für das Lehnwort sagt die alemannische Mundart der Götti und die Gotte. Im Schwäbischen herrscht der Tot. Im Englischen gilt die Sippe godfather, godmother, godson, goddaughter. Auch die nordischen Sprachen haben den christlichen Begriff mit einheimischem Wortmaterial wiedergegeben. So zeigt auch unser Gevatter als Wortübersetzung von lat. compater, daß unsere Volkssprachen sich mit dem fremden Begriff gut abzufinden verstanden.

Patriarch. Das Wort Erzvater ragt bis in die Neuzeit hinein; der alt- und mittelhochdeutschen Zeit fehlt das Wort Patriarch noch ganz.

Pfingsten aus lat. pentecoste. Die Notwendigkeit einer Übernahme des christlichen Lehnwortes wird jeder bezweifeln, der sich erinnert, daß sich im Englischen eine völlig germanische Benennung für das Fest eingestellt hat (engl. Whitsunday).

Predigen. Der Gote Ulfilas sagt dafür immer mêrjan, die Angelsachsen kennen das Zeitwort predigen auch noch nicht. Sie sagen godspellîan.

Priester. Hier zeigt die neuere Vertretung durch Geistlicher, daß ein deutsches Christentum auf das Fremdwort verzichten kann.

Prophet. Das Lehnwort ist dem Althochdeutschen und Angelsächsischen noch völlig fremd. Dafür ahd. wîzzago = angels. wîtega. Das war offenbar keine altheidnische Benennung. Insofern dem Worte eine Adjektivbildung auf ag zugrunde liegt, muß es eine Neubildung für den christlichen Begriff sein.

Teufel. Der Gote Ulfilas hat für den christlichen Begriff vielfach ein einheimisches unhulthô. Auch im Althochdeutschen begegnet ein unholda.

So zeigen zahlreiche Beispiele, wie sich das Altdeutsche dem christlichen Wortschatz gegenüber verhält, dem die Weltmacht des Lateinischen ein eigenes Gepräge aufdrücken konnte. Wir sehen hier wesentlich die innere Aneignung fremdartiger Begriffe, für die sich das Fremdwort von selbst darbot. Aber weil es Zeiten waren, in denen eine buchmäßige, gelehrte Bildung sich nicht breit machte, konnte die Sprache unserer Vorfahren von der fremden und fremdartigen Bezeichnung zunächst absehen. Und sollten uns derartige Tatsachen nicht auch Gesichtspunkte für das Fremdwörterwesen neuerer Zeiten geben? Man eifert so gern und mit Recht gegen das Tintendeutsch, d. h. gegen alles rein Buchmäßige in der Sprache; man will zum Urquell der Sprache, zum lebendigen Wort, zur Natur selbst zurückkehren. Aber die Lobredner des modernen Fremdworts verfallen in eine unbegreifliche Vorliebe für das rein Buchmäßige eines Tintendeutsch. Denn die Fülle moderner Fremdwörter mit oft undeutscher Lautgestalt und Lautgebung hat nichts Naturfrisches an sich; sie sind und bleiben gelehrt und können über einen Gelehrtenkreis hinaus auch nicht sprachbildend wirken. Solche Worte werden nicht nur mit ihrem Wortkörper ein fremdartiges Aussehen behalten, auch die zugehörigen Ableitungen erhalten undeutsche Endungen, und so droht sich ein Bildungsdeutsch voll Ausländerei von dem ererbten Naturdeutsch der Väter zu entfernen. Ein solcher Zwiespalt aber, der die Sprache des Volkes und die Sprache der vermeintlichen Bildung scheidet, ist ein Unheil für unser ganzes Leben, für die geistige Gesundheit und Wohlfahrt unseres Vaterlandes.

IV.

Über die Entstehung unserer Schriftsprache.

Unter den vielseitigen Aufgaben der deutschen Philologie steht die Frage nach der Entstehung unserer Schriftsprache obenan. In unserm Literaturdeutsch, das sich mit unserer gebildeten Umgangssprache beinahe deckt, erkennen wir das einigende Band, das alle mundartlich und politisch geschiedenen Landschaften umspannt, und wir dürfen daran erinnern, daß in der Neuzeit die einheitliche Schriftsprache unserm Volke stets das Ideal politischer Einheit vorgehalten und dadurch an der höchsten nationalen Errungenschaft unserer Tage einen Hauptanteil hat.

Man vergegenwärtige sich z. B., daß um 1500 fast alle Bücher, die in Norddeutschland oder in der Schweiz, in Bayern oder im Elsaß gedruckt sind, im wesentlichen die Mundart der betreffenden Landschaften angewandt haben, und dann erwäge man die Gefahr, die in dem Vorhandensein dieser älteren Literaturdialekte gelegen, im Hinblick auf das Niederländische, das sich seit jener Zeit als eine selbständige Literatursprache behauptet hat, obwohl es von der Sprache der Rheinprovinz nicht durch so große Unterschiede getrennt ist wie das Hochdeutsche vom Niederdeutschen.

Aber die Frage nach den politischen Bedingungen der sprachlichen Einheitsbestrebungen, aus denen unser Literaturdeutsch erwachsen ist, soll uns hier nicht beschäftigen. Ich will versuchen, die inneren, rein sprachlichen Voraussetzungen und Ausgleiche, die unser Einheitsdeutsch erschwert oder erleichtert, überhaupt ermöglicht haben, die inneren Bedingungen der Loslösung unserer Schriftsprache aus unsern Volksdialekten darzulegen.

Die Aufgabe der Schriftsprache ist klar. Sie dient als Bindeglied für dialektisch verschiedengeartete Landschaften, zu-

nächst, wie die Geschichte lehrt, für die Zwecke der Literatur, dann für jede Art von schriftlichem und mündlichem Verkehr. Sie kann kein Treibhausgewächs sein, sondern muß wurzeln im Boden der Volkssprache und der Volksmundarten derjenigen Landschaften, zwischen denen sie vermitteln soll. Sie muß also mit landläufigen Hilfsmitteln arbeiten. Was allen unsern Dialekten gemein ist, wird auch sie übernehmen; dagegen über die Unterschiede der Dialekte muß sie sich erheben, indem sie sich bald für diese, bald für jene Mundart entscheidet oder ein selbständiges Neues aufbringt. Und da erhebt sich die Frage: in welchem Umfang knüpft die Schriftsprache an die Dialekte an? und worin besteht ihre Eigenart?

Im Entwicklungsgange unserer heutigen Gemeinsprache können wir drei Stufen unterscheiden, die sich zeitlich gegeneinander abheben, auch wenn sie ineinander übergreifen und niemals einen endgültigen Abschluß erlangt haben oder je erlangen können: erst lexikalischer Ausgleich, dann grammatische Einigung, schließlich phonetische Einheitsbewegungen — in diesen drei Stufen verläuft der Entwicklungsgang unserer Schriftsprache. Es ist klar, daß der lexikalische Ausgleich, der den eigentlichen Körper der Sprache trifft, die erste Lebensbedingung jeder Schriftsprache ist, während die phonetische Einigung für die Schriftsprache der Literatur und für die gebildete Umgangssprache — wie wir es täglich an uns erfahren — keineswegs als notwendig erachtet werden kann.

Dennoch darf auch Einigung der Aussprache als letztes Ziel der Entwicklungsreihe wohl vorausgesagt werden. Nicht bloß auf Grund der Entwicklung bei andern Völkern, wo gelegentlich die Dialekte an der Schriftsprache völlig zugrunde gegangen sind, wie beim Übergang vom Altgriechischen zum Neugriechischen. Wir können bei uns zumal für die letzten hundert Jahre das Anwachsen phonetischer Einheitsbestrebungen beobachten. So wissen wir, daß Goethe in viel höherem Maße dialektische Klangfarbe in der Aussprache gehabt hat, als man nach heutigen Verhältnissen erwarten dürfte. Es ist unglaublich, wie wenig Nachrichten über Goethes lebendiges Wort auf uns gekommen sind. Außer einer Bemerkung der Rahel Varnhagen, die dem Dichter sächsische Aussprache beilegt, lassen sich nur zwei gewichtige Zeugen anführen, und diese sind über seine frankfurtisch gefärbte Aussprache einig. Wilh. Grimm, der —

in Hanau geboren — ein halber Landsmann des Dichters genannt werden kann, besuchte den Weimarer Dichter mehrfach im Winter 1808; sein Bericht lautet: Des Dichters Aussprache zumal in vertraulicher Rede war noch nach der ihm angeborenen Mundart gefärbt, und als sich jemand beklagte, daß man ihm den Anflug seiner südlichen Mundart in Norddeutschland zum Vorwurf gemacht habe, hörte ich ihn scherzhaft erwidern: „Man soll sich sein Recht nicht nehmen lassen, der Bär brummt nach der Höhle, in der er geboren ist". — Dieses Zeugnis wiegt schwerer als ein Zeugnis Heines, der Goethe im Herbst 1824 besuchte; in seiner Börneschrift (Werke VII 30 Elster) bezeichnet er das allgemeine Frankfurter Deutsch, die eigentliche Frankfurter Landessprache als das, was „wir in Norddeutschland" — wie er sich ausdrückt — „mauscheln nennen", und will in uns den Glauben erwecken, als habe Goethe, dessen Organfärbung den heimatlichen Dialekt nie ganz habe verleugnen können, auch an diesem Mauscheln Anteil gehabt so gut wie Börne. Jedenfalls traten frankfurtische Eigentümlichkeiten in Goethes Aussprache zumal in schlichter Unterhaltung noch im Alter stark hervor, obwohl er in der Leipziger Studienzeit nach seinem eigenen Bericht in Dichtung und Wahrheit mit Erfolg bemüht gewesen sein will, sich meißnische Aussprache anzueignen. Und wenn in unserer klassischen Literatur um die Wende der beiden Jahrhunderte die Reinheit der Reime allgemein hinter den heutigen Anforderungen zurückbleibt, so erkennen wir daran, sowie an Streitigkeiten über Reimkunst das Vorherrschen mundartlicher Aussprache in allen Teilen Deutschlands. Aber gerade damals in der Blütezeit unserer Literatur und bedingt durch die allgemeine Anerkennung, die unsern großen Dichtern zu teil wurde, treten die phonetischen Einheitsbestrebungen immer stärker hervor; die Bühne hat einen Hauptanteil daran. In Goethes Gesprächen mit Eckermann begegnen mehrere Anekdoten, in denen Verstöße gegen die gute Aussprache zu unfreiwilliger Komik den Anlaß geben, und Goethe selbst hat in seinen Regeln für Schauspieler vom Jahre 1803 Reinheit und Korrektheit der Aussprache auf der Bühne verlangt und so auch die phonetischen Einheitsbestrebungen gefördert.

Aber weit wichtiger als das stetige Anwachsen dieser Bewegung, die für die gesprochene Schriftsprache eine festgeregelte gemeindeutsche Aussprache verlangt, ist der Ausgleich

in den formellen Bestandteilen der geschriebenen Schriftsprache gewesen. Charakterisiert die Ausbildung einer einheitlichen Aussprache wesentlich erst das neunzehnte Jahrhundert, so fällt die grammatische Regelung der Rechtschreibung und der Formenbildung in den großen Zeitraum von der Reformation bis auf Lessing. Der Prozeß verläuft so, daß zuerst die schroffsten Gegensätze der Orthographie ausgeglichen werden, bis schließlich auch in unscheinbaren und nebensächlichen Dingen die Verschiedenheit der Dialekte einer höheren Einheit in der Literatursprache weicht. Vielfach siegt, durch Luthers mächtige Persönlichkeit emporgehoben, das Mitteldeutsche über die anderen Mundarten; auch das Oberdeutsche der kaiserlichen Kanzleien des 16. Jahrhunderts hinterläßt deutliche Spuren. Der Aufbau unserer Schriftsprache nach der grammatischen Seite ist noch nicht in vollem Umfang erkannt. Aber soviel ist klar, daß die Schriftsprache im Dienst höherer dichterischer Zwecke ohne feste grammatische Regelung nicht denkbar ist.

Es verlohnt sich wohl, an einem für Süddeutschland interessanten Beispiel zu veranschaulichen, wie sich der grammatische Ausgleich in der Neuzeit vollzogen hat. Oberdeutschland unterscheidet sich grammatisch von Mittel- und Norddeutschland durch kürzere Lautformen ohne Endungs-e; man sagt: die Sünd, die Kron, die Seel usw. Die volleren Formen mit Endungs-e, die seit der Reformation aus den mitteldeutschen Dialekten in die Höhe kamen, wurden in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Oberdeutschland noch nicht allgemein anerkannt; die katholischen Kreise fürchteten sich vor dem „protestantischen e", wie sie es hier zu Lande nannten, als ob es ein Wahrzeichen des Protestantismus wäre. Überall entspann sich ein Krieg um dieses „protestantische e". Und zum Siege verhalfen ihm mehrere Jesuiten. An der Innsbrucker Hochschule der Jesuit Ignaz Weitenauer, der eine Professur für semitische Sprachen bekleidete. Er schrieb eine deutsche Sprachlehre, die in mehreren Auflagen mit besonderer Entschiedenheit für das protestantische e eintrat. Ich kann mir es nicht versagen, einige Sätze des Jesuiten mitzuteilen: „Woher entspringt doch dieser unversöhnliche Haß wider das unglückliche e? Ist der Übelklang des armen Buchstaben oder ein unerbittliches altes Vorurteil oder wohl gar die Religion an seiner Verdammung schuld? Von der Religion erstlich zu reden, ist es schwer zu

begreifen, wie man sie in die Rechtschreibung eingemischt. Was hat die Glaubenslehre mit dem e zu tun? Welchen Artikel hat dann derjenige abgeschworen, welcher hie und da ein Nennwort um ein Silbe verlängert?"

Dieses protestantische e und seine Geschichte ist eine der lehrreichsten grammatischen Erscheinungen. Nicht bloß weil sich im 18. Jahrhundert mehrere Jesuiten zugunsten einer nationalen Gemeinsprache offen und ehrlich an die mitteldeutsche Literatursprache angeschlossen, die von der Reformation ihren Ausgang genommen hatte. Chronologisch lernen wir aus diesem Beispiel, daß solche schroffen Gegensätze zwischen Oberdeutschland und Mitteldeutschland erst in der 2. Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts gehoben sind. In wiefern aber die Schriftsprache der festen grammatischen Regelung bedarf, dafür ist der vorliegende Fall besonders einleuchtend. Alle gebundene Rede — Reim, Rhythmus und Versbau überhaupt — verlangen den starren Regelzwang für eine Gemeinsprache, wofern Oberdeutschland wie Norddeutschland klassische Literatur in ihrem klassischen Wert auch formell beide gleichmäßig schätzen und anerkennen wollen.

Die Sprache der Prosa und die gebildete Umgangssprache kann und darf auf so feste Regelung verzichten — wir werden uns immer verstehen, unser mündlicher und schriftlicher Verkehr wird darunter nicht ernsthaft leiden; wir können auch eine Prosaschrift schätzen, und die Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts lehrt auch, daß das Fehlen von einheitlichen grammatischen Regeln der Wirkung von Prosawerken keinen erheblichen Eintrag tut. So sind Formenausgleich und orthographischer und phonetischer Ausgleich die höheren und späteren Stufen in der Entwicklung der Schriftsprache. Aber Vorbedingung und Grundbedingung dazu ist der lexikalische Ausgleich, der das Stoffmaterial der Sprache betrifft.

Daß zwischen unseren Mundarten große Unterschiede in den Wortmaterialien bestehen, ist zu bekannt, als daß ich es mit besonderen Beispielen belegen müßte. Jeder von uns hat auf seinen Wanderungen durch die deutschen Gaue die Erfahrung gemacht, daß oft von Ort zu Ort die Bezeichnung eines Begriffes wechselt, und es kann dann in entscheidenden Augenblicken wohl geschehen, daß wir bei einzelnen Worten, die wir aus dem Munde eines schlichten Landmannes vernehmen, ebenso ratlos

sind, wie wenn sie einer fremdländischen Sprache und nicht einer deutschen Mundart angehörten. Wie groß sind diese Unterschiede? und wie verhält sich die Schriftsprache dazu? in welchem Umfange macht sie davon Gebrauch?

Unzulängliche Antworten auf diese Fragen geben volkstümliche Scherze, die den Wortschatz der Dialekte verspotten sollen, wie jene mythischen Bibelübersetzungen, die so häufig angeführt werden, ohne deswegen ihren mythischen Charakter zu verlieren: da soll eine niederdeutsche Bibelübersetzung das Zeitwort „nachfolgen" mit „klabastern" wiedergegeben haben an der Stelle „und seine Jünger folgten ihm nach"; und so fabelt der Volkswitz auch von einer schweizerischen Übersetzung der Psalmenstelle „Du salbest mein Haupt mit Öl" durch „Du schmirest min Grind mit Schmeer". Solch grobe Dialektworte haben sich in der Schriftsprache nicht vorgewagt, aber die Unterschiede im Wortschatz unserer Mundarten sind in der Tat so stark. Beispielsweise sei erwähnt, daß im 16. Jahrhundert Grind, das am Oberrhein von Straßburg an aufwärts ein geläufiges Wort für 'Kopf' war, sich bei Zwingli tatsächlich findet.

Man unterschätzt gewöhnlich den Umfang des mundartlichen Wortschatzes bedeutend, und die landläufige Angabe, daß der einfache Landmann im Durchschnitt über 200—300 Worte verfüge, ist geradezu ungerecht. Wenn man einige mundartliche Wörterbücher miteinander vergleicht, ist man überrascht von dem gewaltigen Reichtum ihrer Sprachmaterialien. Welche Fülle von Benennungen z. B. für die Teile des Wagens und des Pfluges, für die zahllosen Begriffe für Ackerbau und Viehzucht! Wo örtlich beschränkte Gewerbe nebenher gehen wie Fischerei und Schiffahrt, Spinnerei und Weberei, welch ungeahnter Wortreichtum entfaltet sich da, von dem der schriftsprachliche Bildungsmensch sich nichts träumen läßt! Ich muß aber auch daran erinnern, daß nicht bloß diese Wortklassen, in denen sich die Mundarten durch so umfassenden Reichtum vor der Literatursprache auszeichnen, von dem Reichtum der Dialekte zeugen. So bezeichnen treffend die in den Mundarten häufigen Schelt- und Schimpfnamen körperliche, geistige und sittliche Fehler und Mängel bis in die feinsten Schattierungen hinein! Wir würden ein gefährliches Grenzgebiet betreten, wollten wir charakteristische Beispiele daraus hervorheben.

Der Reichtum des schriftsprachlichen Wortschatzes hat ein

anderes Gepräge. Die Schriftsprache dient nicht örtlichen Interessen wie die Mundart; sie hält sich nicht an die Lebens- und Berufsbedürfnisse, die dem Boden der einzelnen Landschaft entwachsen, sie umspannt begrifflich wie lexikalisch ein großes Gebiet und hält die verschiedenartigsten Elemente zu einer ideellen Einheit zusammen. Und sie dient nicht bloß dem Volksleben, das über die Bedürfnisse des täglichen Lebens hinaus sich vielleicht noch zu einfachen kirchlichen und politischen Begriffen erhebt, sondern in viel höherem Maße den vielgestaltigen Anforderungen der Literatur in Kunst und Wissenschaft.

Wir würden aber fehl gehen, wenn wir glaubten, der schriftsprachliche Wortschatz umfasse den Wortvorrat aller Mundarten und besitze obendrein noch eigene selbständige Materialien. Jedenfalls ist das erste unmöglich. Vergleicht man einige Idiotika untereinander, so bemerkt man bald, daß ein und derselbe Begriff in jedem Dialekt mit einem anderen Wort bezeichnet wird; und wir werden bald Fälle kennen lernen, wo Dutzende von Synonymen aus unseren Mundarten für Worte wie Schmetterling, Libelle, Maikäfer, Apfelbutzen, Schaukel beizubringen wären. Die Schriftsprache würde einen gefährlichen Reichtum haben, ein totes Kapital, das der Nutzbarkeit der umlaufenden Münze Abbruch täte. Besäße sie jenes Schock Synonymen für den Gattungsbegriff Schmetterling, das leicht aus unseren Mundarten aufzubringen ist, so wäre der Geist, das Gedächtnis des schriftsprachlichen Menschen mit überflüssigem Ballast beschwert und für notwendigere Dinge unzugänglich.

Die Frage, wie sich die Schriftsprache zum Synonymenreichtum der Mundarten verhält, führt uns zu der Vorfrage nach den Bedingungen, unter denen sich verschiedene Worte für ein und denselben Begriff entwickeln. Es gibt zahllose Worte, die weder in den Dialekten noch in der Schriftsprache ernsthafte Mitbewerber gehabt haben. Fest und sicher lebten im Deutschen von jeher Worte wie Vater und Mutter, Sohn und Tochter, Bruder und Schwester, Auge und Ohr, oder Stoffworte wie Wolle und Seide, Hut und Schuh, Esel und Affe, Fisch und Fleisch, Milch und Ei, Silber und Gold, Essig und Salz: ich wüßte aus der ganzen Entwicklung der deutschen Sprache keine Nebenbuhler zu nennen, die diesen alten Worten den Rang und Raum wirklich streitig gemacht hätten. Wäre das gesamte mundartliche Sprachmaterial ebenso frei von Synonymen ge-

blieben, wie viel geringer wären dann die Unterschiede von Schriftsprache und Mundart! und wie viel leichter hätte sich aus den Mundarten unser Literaturdeutsch erheben können! Die lexikalischen Einheitsbestrebungen, aus denen die Schriftsprache hervorgegangen, knüpfen also an einen festen Bestand an, der von jeher — wenn auch nicht immer fest — die verschiedenen Mundarten einheitlich zusammengehalten hat. Es sind die einfachsten Grundbedingungen aller menschlichen Gesellschaft, die mit Naturnotwendigkeit zu einheitlichen Benennungen führen und jeder Synonymik feindlich sind. Allerdings wenn der Gote für die alten Erbworte Vater und Mutter atta und aiþei, wenn der Grieche für die ererbten Bruder und Schwester ἀδελφός und ἀδελφή sagt, so drängt sich uns wohl der Verdacht auf, daß eigentlich jeder Begriff — auch der älteste und am tiefsten eingewurzelte — Synonyme in der Volkssprache verträgt und auch aufweist. Aber diese Begriffe und diese Worte nehmen gelegentlich eine Sonderstellung ein; sie gehören nicht nur dem staatsbürgerlichen Leben an, sondern auch dem innersten Leben der Familie. Der eigentliche Gegner aller Synonymenbildung aber ist das öffentliche Verkehrsleben in Handel und Wandel, ist die bürgerliche Gesellschaft mit ihren staatlichen und religiösen Einrichtungen. So sind die Zahlworte eigentlich nirgends in ihrer Geltung durch neu aufkommende Synonyme gefährdet worden; sie bestehen von den ältesten Zeiten der indogermanischen Ursprache bis auf den heutigen Tag in ungeminderter Kraft. So sind auch die staatsbürgerlichen Begriffe und Worte der Verwandtschaftsgrade wie Vater und Mutter, Bruder und Schwester, Sohn und Tochter in der Geschichte unserer Sprache nie gefährdet worden durch andere Worte gleicher Bedeutung. Wichtige Verkehrsgegenstände des großen Handels wie Fleisch, Salz, Milch, Silber und Gold haben nie und nirgends im Deutschen eine noch so bescheidene Synonymik entfaltet.

In solchen Zügen offenbart sich unsere Schriftsprache als die Fortsetzung einer uralten Verkehrssprache, deren Erbe sie übernommen. Und in dieser Richtung gleicht sie die bestehenden mundartlichen Gegensätze im Wortmaterial aus. Was kirchlicher und staatlicher Regelung verfällt, dafür wird eine einheitliche Formel nötig. Man erinnere sich, daß Karl der Große vergebens nach einer Regelung der mundartlichen Monatsnamen strebte!

Erst ganz allmählich sind die heutigen einheitlichen Bezeichnungen durchgedrungen. Auch für die Namen der Wochentage gibt es einige dialektische Spielarten; und da stellt sich heraus, daß diejenigen Tage, welche vom weltlichen und kirchlichen Regiment geschützt sind, Sonntag und Freitag, keine Spur einer synonymen Benennung im Deutschen jemals gehabt haben. Aber gleichzeitig können wir feststellen, daß auch die bestehenden Synonyme für die übrigen Wochentage vor den Ausgleichsbestrebungen der Verkehrs- und Schriftsprache nicht haben standhalten können. Im engeren Bereich der Mundarten leben noch jene alten Benennungen wie Gutemtag für Mittwoch in Schwaben, für Dienstag Zistag am Oberrhein, Aftermontag in Schwaben um Augsburg und Erchtag in Bayern, Gudensdag für Mittwoch in Westfalen und Teilen der Rheinprovinz, Pfinztag für Donnerstag in Bayern, Sonnabend für Samstag in Norddeutschland und Saterdag in Westfalen und der nördlichen Rheinprovinz. Fast alle diese Synonyme finden wir in den Druckschriften des 16. Jahrhunderts, ehe der lexikalische Ausgleich durch die kaiserlichen Kanzleien, die Buchdruckerkunst und die Reformation die Dialektworte zurückdrängte.

Fragen wir, welche Gebiete dem schriftsprachlichen Ausgleich den größten Widerstand entgegenstellen, so leuchtet ein, daß die Zahl der Synonyme sich steigert, je weiter ein Begriff, eine Begriffsgruppe von jenen großen Mächten des gesellschaftlichen Lebens entfernt ist. Kein Gebiet steht den Einflüssen von Handel und Wandel, von Kirche und Staat ferner als der Bereich der kindlichen Jahre. Und für alles, was in den Kreis der Jugendspiele fällt, lebt in unseren Mundarten eine Fülle von Bezeichnungen, die bisher noch nie auch nur annähernd verzeichnet sind. Es würde mir nicht schwer fallen, mehrere Dutzend Synonyme für Schmetterling aus Nord und Süd, Ost und West herzuzählen. Wichtiger ist es, hervorzuheben, daß seit dem Beginn des Bücherdrucks vielleicht sechs Synonyme miteinander um den Vorrang gewetteifert haben, bis schließlich um 1750 Schmetterling herrschend wird. Ebenso spät sind wir für den Begriff Libelle zu einer schriftsprachlichen Einheitsbenennung gekommen, wofür unsere Dialekte manche Synonyma aufweisen. Neuen Datums sind auch Kreisel und Schaukel, die sich aus einer Fülle landschaftlicher Äquivalente emporgearbeitet haben. Klettern ist ein junges Wort, das erst spät

über den Mitbewerb mehrerer Synonyme den Sieg davongetragen hat. So darf auch daran erinnert werden, daß es im kindlichen Bereich, worin die eben vorgeführten Begriffe eigentlich heimisch sind, sogar Begriffe gibt, für die wir auch heute noch keine schriftsprachliche Benennung haben, obwohl wir alle damit vertraut sind; ich denke an die Schnellkugeln, die als Knicker oder Klicker, Schußer, Marbel allerorten bekannt sind, oder an das Gleiten oder Schleifen auf dem Eise, wofür schlundern, schlimern, glennern, huscheln, zuscheln, schlittern, kascheln begegnet. Ich erinnere auch an das Kerngehäuse der Äpfel, wofür das Niederdeutsche Mengel, Hunkel, Hunkepost und hochdeutsche Dialekte Böki, Butzen und Gröbs bieten.

Aber auch für höhere, bedeutsamere Begriffe schafft sich die Sprache der Kinder an den einzelnen Orten oft eigene Worte, wie für Mutter in Westfalen mœm und in Bayern Amme; allein solche örtliche Dialektworte haben der Alleinherrschaft des verbreiteten Wortes, dem Kirche und Staat ihren Stempel aufgedrückt haben, niemals gefährlich werden können, so daß z. B. schon im 9. Jahrhundert der Dichter des Heliand sein heimisch westfälisches môni zugunsten des gemeindeutschen môdar vermeiden durfte.

Nächst dem Bereich der kindlichen Interessen sind es aus der Sprache der Gewerbe alle dem weiterreichenden Verkehr fern bleibenden Gegenstände, die in den Mundarten in reicher Mannigfaltigkeit benannt werden, deren Beseitigung Aufgabe der Schriftsprache ist. Überall in der Sprache haftet das Gattungswort tiefer als die Bezeichnung der Art. Gattungsnamen wie Ente, Gans, Huhn, Taube oder Katze gehen fast durch alle unsere Mundarten, während für die entsprechenden Maskulinbegriffe Enterich, Hahn, Kater usw. sich ungesucht einige Synonyme darbieten. Für Milch und Käse gibt es keine mundartlichen Abweichungen, aber für den Unterbegriff Rahm zeigen sich Sahne, Schmant und Flott in Niederdeutschland, Schmetten in Schlesien, Nidel in der Schweiz, das Oberst in Österreich. Das Haus ist nirgends durch andere Worte eingeschränkt worden, aber für den Hausflur wechselt die Bezeichnung in den Mundarten ebenso wie für die Schwelle des Hauses; hingegen für die Tür als den am meisten charakteristischen Unterbegriff von Haus fehlen wieder mundartliche Ersatzworte, ebenso

für Rad und Deichsel als die wichtigsten Teile des Wagens, während andere weniger hervorstechende Teile des Wagens mundartlich verschiedene Benennungen aufweisen. Auch für die Peitsche haben die Mundarten verschiedene Benennungen.

So gibt es für manche Begriffe, die wir alle am Wagen kennen, schriftsprachliche Bezeichnungen überhaupt nicht, weil sich keine weiter reichenden Interessen daran anschließen, weil sie weder dem Verkehr noch der Literatur sichtlich dienstbar sind. Wagen sie sich einmal in die Literatur, so stehen wir ihnen fremd gegenüber; so gebraucht Goethe als Bezeichnungen für eine uns allen geläufige Einrichtung am Wagen die Worte Plane und Spriegel; aber weder diese Worte sind schriftsprachlich, noch besitzen wir überhaupt eine schriftsprachliche Benennung für das, was damit bezeichnet ist.

Es ist somit klar, daß allen Spezialbegriffen der Eintritt in die Schriftsprache bedeutend schwerer wird als den zugehörigen Oberbegriffen; denn nur was dem größeren Verkehr und den allgemeinen Interessen dient, erhält in der Gemeinsprache eine allgemein gültige Formel; aber was nur örtlich, nur im Sonderinteresse eines beschränkteren Gebietes eine Bedeutung hat, dafür sorgt die Mundart. So geht das, was aus der Fremde eingeführt worden ist, weil es durch den großen Handelsverkehr getragen wird, meist mit einem und demselben (fremden) Namen durch ganz Deutschland; Worte wie Esel, Maultier, Pfau, Rose haben in deutschen Mundarten keine Äquivalente; nur die Kartoffel läßt sich anführen als neuere Kulturpflanze, die eine reiche Synonymik entfaltet hat. Für die Gurke findet sich nur noch ein fremdes Kukumer, für den Papagei nur noch ein fremdes Sittich — aber einheimische Synonyme lassen sich aus unseren Mundarten nicht aufbringen.

Ich habe die Bedingungen und die Grenzen der Synonymik in solchem Umfange vorgeführt, nicht sowohl um den Reichtum unserer Mundarten durch Beispiele zu veranschaulichen, sondern weil damit der Gegensatz und zugleich die Grenze von Schriftsprache und Mundart von selbst in die Augen springt. Nicht jeder Begriff, für den die Mundarten sich Worte geschaffen, dringt in den großen Verkehr, aus dem die Schriftsprache erwachsen ist. Und vor den Mundarten zeichnet sich die Schriftsprache aus durch umfängliche Begriffs- und Wortkreise, die eigentlich nur in der Literatur und den ihr zunächst

stehenden Volksschichten leben. Was Kunst und Wissenschaft an Wortmaterialien verlangen, was für Anforderungen die geistigen Interessen der Gebildeten und die verfeinerten Lebensbedürfnisse in den großen Mittelpunkten des Verkehrs an die Schriftsprache stellen, dem kann die Mundart nur in den seltensten Fällen dienen; meistens versagt sie.

Fragen wir nun, wie die Schriftsprache fähig ist, den Anforderungen der Literatur in Kunst und Wissenschaft zu genügen, ohne von den Dialekten her Materialien übernehmen zu können, so gibt uns ein Blick in schriftsprachliche und in mundartliche Wörterbücher die Antwort darauf. Ein Unterschied charakterisiert beide. Die Mundart wurzelt geschichtlich in einer viel älteren Zeit, wo das Wurzelmaterial überwog; die Schriftsprache — ein Produkt neuerer Zeiten — macht von der Neubildung der Worte durch Zusammensetzung und Ableitung maßlosen Gebrauch. Die Schriftsprache beseitigt einen großen Teil der von den Dialekten gelieferten Wurzelmaterialien und schafft sich eigenen Ersatz aus schon vorhandenem Material. In der Beschränkung des altererbten Wurzelmaterials und in Ableitung und Zusammensetzung besteht das Hauptgesetz unter den Lebensbedingungen unserer Schriftsprache. Die Schriftsprache stellt an das Gedächtnis nicht gleich große Anforderungen wie der Dialekt, sie ersetzt das rohe Material durch innere Form und steigert damit ihr schöpferisches Vermögen. Ein klassisches Beispiel sind unsere heutigen schriftsprachlichen Bezeichnungen Schwiegervater, Schwiegermutter, Schwiegersohn und Schwiegertochter! Luther sagt noch Schwäher, Schwieger, Eidam, Schnur, und in den neueren Mundarten leben diese alten Erbworte noch landschaftlich weiter. Also an die Stelle von vier für sich stehenden und unzusammenhängenden Wurzelworten tritt in der Schriftsprache ein einziges auf, das durch vorhandene Sprachelemente zur Bezeichnung der begrifflichen Beziehung erweitert ist. Für den Onkel wie für die Tante väterlicher- und mütterlicherseits gab es im Deutschen wie in allen verwandten Sprachen je selbständige Benennungen, wie im Lateinischen patruus und avunculus, amita und matertera; wir heute kennen den Gradunterschied nicht mehr an selbständigen Worten, sondern müssen ihn durch nähere Bestimmungen ausdrücken. Früher unterschied man Hirsch und Hinde, jetzt sagen wir Hirsch und Hirschkuh. Für den weiblichen Hund bieten

unsere Mundarten die Benennungen Zohe, Zaupe, Zuppe, Petze, während die Schriftsprache schlechtweg Hündin sagt. Was wir in der Schriftsprache Mutterschwein nennen, ist in den Dialekten mit vielfachen Wurzelworten ausgedrückt: in alemannischen Gebieten Loose und Mohr, in Schwaben Kosel, Dausch, Range und Ranze in Schlesien, Mock und Mucken in Oberhessen usw. usw.

Wer die Fülle von solchen isolierten Wurzelworten für Hündin und Mutterschwein gegen die heutigen schriftsprachlichen Bezeichnungen hält, begreift die Eigenart unserer Schriftsprache: indem sie über den engen Bereich einer Mundart hinaus ein größeres Gebiet umspannen will, wirkt sie mit durchsichtigen, handgreiflich deutlichen Materialien: Hündin und Mutterschwein können allerwärts auf Verständnis und Aufnahme rechnen, während Zohe oder Zaupe, Loose oder Kosel ihrem Sprachcharakter nach immer nur landschaftlich bleiben können.

Ich wähle aufs Geradewohl noch einige Beispiele für das Aufkommen schriftsprachlicher Zusammensetzungen an Stelle mundartlicher Wurzelworte. Was wir heute Zahnfleisch nennen, war ursprünglich Biller, wie noch jetzt mundartlich, und niederdeutsch Gagel. In der älteren Sprache sagte man für Vollmond Wadel. Der Sauerteig heißt mundartlich mit einem alten Worte Hefe oder Deisem. Was früher Lenz war, dafür gilt Frühjahr und dazu gesellt sich das Spätjahr. Der Großvater war ursprünglich der Ahn, und schon jetzt taucht für den Enkel vereinzelt Großkind auf.

Immer von neuem hören wir die Klage, daß unsere heutige Sprache keine sinnliche Kraft, keine ursprüngliche Naturfarbe mehr besitzt. Auch deutsche Sprachforscher wie die Gebrüder Grimm haben in solche Klagelieder eingestimmt. In der Tat, gegenüber dem Reichtum unserer Mundarten älterer und neuerer Zeit — wie armselig klingt Hündin! wie gekünstelt Großvater! und wie unnatürlich und geradezu widersinnig sind Schwiegervater und Schwiegersohn, Schwiegermutter und Schwiegertochter! Aber gerade hier liegt die Stärke unserer Schriftsprache: mit der inneren Sprachform besiegt sie das rohe Material und gewinnt sich eine Lebenskraft, mit der sie jedem neuen Kulturfortschritt auch neue Worte liefern kann. Diese Verminderung der alten ererbten Wurzelworte, die eine

Hauptbedingung für das Leben der Schriftsprache ist, vollzieht sich um so leichter, je größer die Fülle landschaftlicher Äquivalente ist, die zusammenhangslos in unserem ganzen Sprachbau dastehen. Denn je zahlreicher die mundartlichen Synonyme sind, um so geringfügiger ist das geographische Gebiet der einzelnen. Und je kleiner das Gebiet, um so aussichtsloser konkurriert sein Dialektwort! Das nur westfälische Saterdag hat sich im Kampf der Namen unserer Wochentage nicht hervorwagen können; aber zwischen dem norddeutschen Sonnabend und dem süddeutschen Samstag schwebt die Entscheidung noch heute, weil beide Nebenbuhler durch gewaltige Gebiete geschützt sind.

Nicht jedes Dialektwort hat sich in der Geschichte unserer Gemeinsprache am literarischen Wettbewerb beteiligen können. Für Schmetterling z. B. ließen sich leicht Dutzende von Dialektworten anführen, die niemals geschrieben und niemals gedruckt sind, die in keinem Literaturwerk und kaum in einem Wörterbuch erscheinen. Zweifellos hat der Dialekt der größeren Städte, der wohl immer auf einem Ausgleich zwischen der landschaftlich heimischen Mundart und der Sprache der bedeutenderen Nachbarstädte beruht, für die Konkurrenz größeres Gewicht als die Mundart des Landes, der Dörfer.

Je bedeutsamer die größeren Städte für den Handelsverkehr und für die Literatur sind, um so sicherer führen sie Worte aus dem Bereich ihrer Mundart in den schriftsprachlichen Wortschatz ein. An dem Beispiel einer Landschaft möchte ich veranschaulichen, wie sich unsere Schriftsprache zusammensetzt und wie besonders durch die schöne Literatur mundartliche Spracherscheinungen hervorgezogen werden können.

Die schweizerische Mundart, die sich seit der urdeutschen Zeit in selbständigen grammatischen Formen bewegt hat, ist fast immer in Gefahr gewesen, sich zu einer selbständigen Schriftsprache, etwa wie das Niederländische zu entwickeln, besonders im Zeitalter der Reformation unter dem Einfluß einer mächtigen religiösen und literarischen Bewegung. Und noch im Anfang des 18. Jahrhunderts ist es, wie Haller es von sich bekannt hat, den schweizerischen Schriftstellern eine harte Aufgabe gewesen, sich ihrer dialektischen Eigenart in Grammatik und Wortschatz zu entäußern; einzelne Stimmen in der Schweiz wünschten damals für die Eidgenossen Wörterbuch und Grammatik mit

besonderer Rücksicht auf die Hauptfehler der Schweizer im Gebrauch der Schriftsprache. Und daß die Gebildeten Deutschlands darüber nicht anders dachten und nicht anders denken konnten, zeigen viele Rezensionen über schweizerische Literaturwerke in den Wochenschriften des 18. Jahrhunderts; in einer derselben wird den Schweizern eine besondere Grammatik gewünscht: „sie haben durch ihre Verdienste um die deutsche Literatur sich eines solchen brüderlichen Unterrichts würdig genug gemacht": so lautet ein ernstes Urteil aus jener Zeit. Haller gesteht, und wir können es an der Hand der verschiedenen Ausgaben seiner Dichtungen nachprüfen, daß er nur mühsam seine Sprache nach der herrschenden Literatursprache habe umbilden können. Ein solcher Dialekt, den zähes Leben mit auffälliger Lautgebung und noch auffälligerem Wortschatz auszeichnet, kann in einer Schriftsprache nur unzweifelhaft deutliche und klare Spuren zurücklassen, wofern überhaupt die Möglichkeit einer mundartlichen Einwirkung auf die Literatur gegeben ist. Und zahlreiche syntaktische und lexikalische Züge unseres modernen Schriftdeutsch tragen in der Tat schweizerische Farben.

Wenn wir jetzt Aufforderungen wie „gehen wir, tun wir das und das" gebrauchen, so begreifen wir nicht mehr, wie um die Mitte des vorigen Jahrhunderts schweizerische Schriftsteller, die sich ihrer zuerst in der Sprache bedienten, wegen einer solchen unerlaubten Neuerung mehrfach — so von Moses Mendelssohn und Th. Abbt — den Vorwurf einer unangenehmen und unverständlichen Sprache hören mußten. Prädikativische Verwendung des Partizips wie z. B. „das und das tuend, ging er von dannen" ist damals aus den Werken der Schweizer in die Literatur aufgenommen, obwohl Gottsched gegen diese Neuerung der „Partizipianer" Einsprache erhob.

Solche charakteristische syntaktische Formen stehen nicht vereinzelt da. Seit Hallers Alpen hat das Schweizerische den schriftdeutschen Wortschatz bereichert, mehr wohl als irgend ein anderer deutscher Dialekt infolge einer Literaturströmung. Das einfache Zeitwort staunen ist durch Haller aus dem Schweizerdeutsch eingeführt; in der Schriftsprache kannte man früher nur erstaunen. Entsprechen — ein Schweizerwort, das der junge Wieland sich in der Schweiz angeeignet hat — wird von Gottsched und seiner Schule lebhaft bekämpft, aber von

Lessing in den Literaturbriefen warm empfohlen. Wenn Schiller in der Rütliszene des Tell sagt „so laßt uns tagen nach den alten Bräuchen", so verwendete er das Zeitwort *tagen* in einer uns zwar geläufigen, damals aber als schriftsprachlich noch nicht anerkannten Bedeutung, die er aus Joh. Müllers schweizerischem Geschichtswerk kennen gelernt hatte. Und wenn Schiller im gleichen Drama den Frohnvogt sagen läßt: „Das ist ein schlechtes Volk, zu nichts anstellig als das Vieh zu weiden" — so war das heute allerdings schriftsprachliche *anstellig* damals ein Neuling, der von der Schweiz ausgegangen war; Lavater hatte es mit seinem charakteristischen Inhalt den deutschen Schriftstellern 1776 in den vielgelesenen Physiognomischen Fragmenten empfohlen. Zu den Dialektworten, die Gottscheds Schule den Schweizern als Fehler vorwarf, gehörten damals auch die Eigenschaftsworte *geistvoll* und *kernhaft*, und gleichzeitig etwa wurde dem Wort *Unbill*, das schweizerische Schriftsteller gebrauchten, die erfolgreiche Empfehlung deutscher Sprachkenner zu teil.

Ich will nicht noch an spezifisch schweizerische Begriffe wie *Föhn*, *Gletscher*, *Firnen* erinnern, deren Bezeichnungen durch die Wissenschaft allgemein deutsch geworden sind. Aber noch ein paar an die Schweizerberge gemahnende Worte, denen der Sprachforscher die Naturfarbe der Heimat anmerkt, dürfen hervorgehoben werden: Das Hauptwort *Heimweh* und das Zeitwort *anheimeln*, denen im vorigen Jahrhundert schweizerische Schriftsteller unsere Literatur und unsere Schriftsprache erschlossen haben.

Ich habe so lange bei dem Anteil der Schweiz an unserer Schriftsprache verweilt, da die vorgeführten Beispiele auch typische Bedeutung haben für die Entstehung unserer Schriftsprache. Wir sehen eine Landschaft von ausgeprägter Eigenart mit bedeutsamen Literaturwerken im geistigen Leben Deutschlands sich auszeichnen; ihre Schriftsteller, die im mühsamen Streben nach der allgemeinen Schriftsprache den besonderen Gehalt der eigenen Mundart erst erkennen und schätzen gelernt, heben wertvolle Dialektworte durch ihren literarischen Namen empor, und wenn dann solche lexikalische Neulinge von noch einflußreicheren Schriftstellern — wie etwa von Schiller im Tell — anerkannt und aufgenommen werden, so strahlen sie schnell in alle Landschaften hinein, werden schnell Gemeingut.

Die Literatur also ist der mächtige Hebel, um aus den Dialekten jene Materialien empor zu schaffen, die Handel und Wandel, Staat und Kirche in ihrem Bereich nicht verwenden können. Und so alt wie unsere Literatur — so alt muß auch ihr Einfluß auf die Schriftsprache nach dieser Seite hin sein. Die Ergänzung und Bereicherung unseres Wortschatzes aus den deutschen Mundarten hat niemals geruht, zumal nicht seit mit der Buchdruckerkunst die Literatur und damit überhaupt der sprachliche Austausch aller Gaue einen zuvor nicht geahnten Aufschwung genommen hatte. Und wenn wir schließlich noch in der Kürze die Frage berühren wollen, wann und wie der lexikalische Ausgleich zwischen unsern Mundarten durch den Einfluß der Literatur einen wesentlichen Ausgang und eine breite Grundlage erhalten hat, auf welchem Fundament der lexikalische Ausbau unserer Schriftsprache sich vollzog — so müssen wir das Zeitalter der Reformation nennen als die Epoche, in der sie sich auf breiter Grundlage erhoben hat. Vor allem hat Luthers Neues Testament an der Ausbildung des schriftlichen Wortschatzes den wesentlichsten Anteil; dieses Werk, schnell in allen Landschaften heimisch geworden, machte den mitteldeutschen Wortschatz Luthers im Norden und Süden bekannt und vertraut. Ein Beweis für den Anteil, den sein verdeutschtes Neues Testament an dem lexikalischen Werden unserer Schriftsprache hat, läßt sich in Kürze erbringen, und er ist hier um so mehr am Platz, als damit etwas Neues in der Geschichte unseres Wortschatzes auftritt. Luthers Wortschatz war anfänglich in Oberdeutschland so dunkel und unverständlich, daß betriebsame Verleger am Oberrhein, in Basel, dann auch in Straßburg, Nürnberg und Augsburg beim Nachdruck von Luthers Neuem Testament auf den Gedanken verfielen, ihren Nachdrucken kurze Glossare mit auf den Weg zu geben, in denen die fremdartigen mittel- und norddeutschen Worte des Originals durch die entsprechenden Dialektworte verdolmetscht wurden. Der erste, der es unternahm, Adam Petri in Basel, begründet sein Unternehmen auf folgende Weise: „Ich hab gemerkt, daß nit jedermann verstehn mag etliche Wörter im jetzt gründlich verdeutschten neuen Testament; doch hätten dieselbigen Wörter nit ohn Schaden mögen verwandlet werden; drum hab ich lassen dieselbigen auf unser (Basler) Hochdeutsch auslegen und ordentlich in ein klein Register verordnet". Diese

Begründung geschah im Jahre 1522, und das letzte derartige Bibelglossar erschien 1532 in einem neuen Testament — ein Beweis, wie schnell man in Oberdeutschland Luthers Wortschatz verstehen lernte; sonst hätten die Verleger fortgefahren, ihrem Publikum mit solchen Wörterbüchern eine bequeme Handhabe zum Verständnis des Lutherschen Neuen Testaments zu bieten. In der Tat waren die Gegensätze, die hier aneinander gerieten, sehr schroff, und nur das Ansehen des Textes hat sie ausgesöhnt oder überbrückt. So wurden damals ähnlich, albern, berſten, darben, Gefäß, Eifer, Ufer, Ziege, Träne, Topf, flehen u. a. als fremdländische Worte in jenen Glossarien übersetzt — heute sind sie überall verständlich. Damals wurde Luthers Lippe mit Lefze, Hügel mit Bühel, Halle mit Vorschopf, Grenze mit Umkreiß, beben mit bidmen im deutschen Südwesten erklärt, aber in der Literatursprache der Folgezeit hat Luthers Wortgebrauch mit seiner Bibelübersetzung den Sieg über die oberdeutschen Mitbewerber davongetragen.

So wird der Sprachforscher von der Grammatik, vom Wörterbuch zu den großen Bewegungen in unserer nationalen Geschichte geführt. Unsere Sprachgeschichte spiegelt in scharfen Zügen den Entwicklungsgang unseres Volkes wieder. Hinter den lautlichen und orthographischen Ausgleichen sehen wir geistige Einheitskämpfe, hinter den lexikalischen Konflikten den alten Störenfried aller nationalen Bestrebungen, den Partikularismus mit seinem Recht und mit seinem Unrecht. Aber dem großen politischen Kämpfen und Ringen, das uns zur Einheit geführt, hat vorauseilend die neuere Schriftsprache Wege geebnet und als Banner und Merkzeichen in der Hand unserer Geisteshelden und Dichterfürsten hat sie der Nation das große Ziel gekennzeichnet, das, einmal erreicht, nie wieder verlassen wird.

V.

Deutsche Standes- und Berufssprachen.

Die Aufgaben der deutschen Sprachforschung sind vielgestaltiger und umfassender, als es scheint. Im Urteil der Fernerstehenden und vielfach auch im Fachbetrieb der Adepten kann es oft den Anschein haben, als ob die Lautlehre der Inbegriff der Sprachwissenschaft wäre. Ist die Sprache der Reflex des menschlichen Lebens und Denkens, so steht der Inhalt der Sprachmaterialien höher als das äußere Kleid, der Lautkörper. Die Geschichte einer Sprache spiegelt die Geschichte eines Volkes wieder. Und wo geschichtliche Quellen schweigen, redet oft die Sprache mit überzeugender Deutlichkeit. Deine Sprache verrät dich — in diesem Wort liegt das Leitmotiv unserer sprachlichen Arbeit. Mögen wir die Sprache der Zigeuner benutzen, um den geschichtlich völlig dunkeln Ursprung des gaunernden Wandervolkes in Indien festzustellen, mögen wir die geschichtlich ebenso dunkle Herkunft der siebenbürgischen Sachsen durch rein sprachliche Mittel ins Gebiet der Mosel verlegen — immer leitet uns das Motto: Deine Sprache verrät dich. Was die Organe der Polizei so oft mit Erfolg anwenden, den Einzelnen sprachlich zu charakterisieren, darnach trachtet der Sprachforscher bei vielen Schriftwerken, und schon manches undatierte, anonyme Denkmal der Vergangenheit hat durch sprachliche Arbeit sein Geheimnis preisgeben müssen. Aber keine Aufgabe ist schwerer, als unsere großen Klassiker sprachlich zu charakterisieren. Am ehesten würde eine solche Charakteristik bei einem vollsaftigen Volksmann wie Luther gelingen. Aber wie schwer und völlig aussichtslos würde sich das Unterfangen erweisen, den reichsten Geist der Neuzeit, Goethe, mit seiner Fülle von volkskundlichen und naturwissenschaftlichen, dichterischen und geschichtlichen Interessen in einer schriftstellerischen Tätigkeit von sechs Jahrzehnten

mit unseren sprachlichen Kategorien erkennbar scharf zu charakterisieren? Gewiß werden einzelne bedeutsame Züge sich bald finden lassen. Nehmen wir den größten Lyriker Deutschlands vor Goethe — so ist die Sprachforschung Walther von der Vogelweide gegenüber völlig ratlos. Seine Heimat ist umstritten wie die Heimat Homers, denn seine Sprache verrät ihn nicht, kein mundartlicher Zug gibt uns einen Fingerzeig. Ihm fehlen in dem großen Reichtum seiner Empfindungen und Stimmungen gerade alle Farben eines lokaleren Heimatsgefühls, und wenn er einmal — in einem seiner letzten, aber intimsten Herzensergüsse — mit Wehmut den heimatlichen Boden seiner Jugendjahre betrachtet, so ist er zu diskret, die Farben erkennbar hell zu wählen. Wie für das Heimatgefühl, so fehlt ihm auch die Tonart für das Glück der Häuslichkeit und der Familie. Seine Heimat ist das deutsche Vaterland von der Elbe unz an den Rîn und her wider unz an Ungerlant. Dieser großen Heimat hat Walther als ihr erster und größter Dichterpatriot gedient. Und seine Sprache charakterisiert ihn als den deutschesten Sänger, den Deutschland besessen hat. In einer Zeit, wo die größten und tiefsten Schöpfungen unserer mittelalterlichen Dichtung, unser Parzivalroman und unser Tristanroman, dem modischen Geschmack der ritterlichen Kreise huldigen und in französischen Worten und Wendungen ohne Zahl schwelgen, meidet Walther jedes fremde Modewort, französische Floskeln widerstreben seinem deutschen Geist.

Wie die deutsche Sprachforschung die Aufgabe hat, mit ihren eigenen Mitteln die Werke unserer Literatur zu charakterisieren, so hat sie auch die Sprache unserer Stände und Berufe, die Sprechweisen der Altersstufen und Beschäftigungen zu ergründen. Ist aber alles Erkennen nur entwicklungsgeschichtlich möglich, so gibt uns die Geschichte eben dieser Sprecharten die wesentlichen charakteristischen Züge. Aber die Literatur stellt der Sprachforschung gleich enge Schranken. Denn sie hält sich im allgemeinen auf einem mittleren Höhendurchschnitt und steigt nicht in die Niederungen, in denen wir die Sprechweisen von Handwerken und Lebensberufen heimisch finden: sie will uns über die Niederungen des Lebens erheben. Und da tritt uns die Frage entgegen: Ermöglicht uns denn die Literatur der Vergangenheit einen Einblick in das geschichtliche Wesen jener Sprechweisen? Und ist es überhaupt möglich, unsere Standes-

sprachen geschichtlich zu charakterisieren? Aber ernsthafter ist vielleicht die Vorfrage, warum wir den niedern Äußerungen des Sprachlebens nachgehen, in denen es sich oft nur um Kuriositäten und gelegentlich auch um Spielereien und zumeist um entlegene Termini für Hantierungen und Gegenstände handelt, mit denen die Literatursprache nur ganz ausnahmsweise zu tun hat? Das Terenzische Humani nil a me alienum genügt nicht zur Begründung dafür, daß ich das entlegene und vielleicht abstruse Thema hier behandle. Was dem Studium dieser Sprechweisen eine gewisse Bedeutung und ein eigenes Interesse verleiht, ist die Tatsache, daß unsere Gemeinsprache und die Sprache der Literatur sich stets aus diesen niederen Sprechweisen erneuern. Wir alle verfügen täglich über Wortmaterialien, die einen beschränkten Herkunftsbereich in den Alters- und Zunftsprachen haben.

So dringt die Sprache der Kinder aus der Kinderstube in das tägliche Leben. Worte wie Papa und Mama tragen in der Doppelung oder Reduplikation deutlich den Charakter kindlicher Sprechart. Ich brauche keine deutschen Kinderworte mit Doppelung neben diese Fremdworte zu stellen. Aber derselbe Typus steckt unerkannt auch in altem Sprachgut, das durch vielfache Lautwandelungen den Klang der Doppelung preisgegeben hat. Dem schwäbischen Worte Dôt für 'Patin' sieht man seinen Ursprung nicht mehr an, aber die althochdeutsche Lautform toto für 'Vater' ist deutlich ein redupliziertes Kinderwort. Unser Wort Muhme verlangt eine alte Grundform mômô, und wenn wir in Anschlag bringen, daß Muhme in unseren Mundarten nicht nur 'Tante', sondern auch 'Mutter' ist, so werden wir dieses mômô für eine kindliche Doppelung aus môder = Mutter halten. Das Wort Bube geht lautlich auf eine Grundform bôbô zurück; das ist abermals kindliche Doppelung — wir wissen, daß das einfache bô eine Kurzform für brôther = 'Bruder' gewesen ist.

Die kindlichen Kurzformen deuten vielfach die Doppelung lautlich nur an. Hierher gehören Koseformen wie Benno für Bernhard, Anno für Arnold, Eppo für Eberhard. In solchen Fällen liegt in der Konsonantendoppelung (Anno, Benno, Eppo) eine kindliche Sprechweise: denn z. B. rn ist dem Kindermund unmöglich, nn tritt dafür ein. So ist auch das verbreitete ätti für 'Großvater' eigentlich ein Lallwort; es beruht auf got.

atta 'Vater', das durch sein tt sich als kürzende Koseform zu lat. pater 'Vater' erweist. Unser Wort Amme gehört in denselben Bereich; es bedeutet im Althochdeutschen 'Großmutter'; die ahd. Lautform amma beruht wie got. atta auf gebrochener Reduplikation, es gehört gewiß zu lat. mâter.

Natürlich sind es zunächst Worte des engsten häuslichen Bereichs, in dem wir kindliche Wortgebilde antreffen: nur was in der Kinderstube bedeutungsvoll ist — nur dafür dürfen wir eine kindliche Lautform erwarten. Wenn jetzt Bonbon ein Wort der Kinderstube ist, kann dann nicht auch Kuchen daher stammen? Seine urdeutsche Lautform ist sicher kôkô gewesen, aber kein deutscher Wortstamm erklärt das Wort — so wird man es als reduplizierte Kinderwort betrachten dürfen.

Leider versagt die Literatur unserer ferneren Vergangenheit völlig. Die Kindersprache läßt sich durch positive Angaben in alter Zeit nicht belegen. Aber um so deutlicher beweist der feste Typus kindlicher Sprechweise, der sich überall wiederholt, und keine andere Sprechweise hat wieder eine so klare lautliche Eigenart, die es uns ermöglicht, auch für die älteste Geschichte unserer Sprache Bestandteile aus der Kindersprache zu ermitteln.

Im Gegensatz zur Sprache der Kinder und der Kinderstube steht die Sprache der Schule und der Schulstube. Durch alle Gaue Deutschlands verbreitet sind Schülersprachen, in denen Silbenspielereien vorherrschen. Die Freude am Buchstabieren und Syllabieren führt die Schuljugend immer und überall zu allerlei Geheimsprachen, in denen Einschiebung von Silben oder Umstellung von Lauten das Charakteristische ist. Die verbreitetste dieser Sprecharten ist die sogenannte bi- oder pi-Sprache, aber es gibt daneben eine endlose Zahl von Abarten oder ähnlichen Geheimsprachen. Das seltsamste ist, daß jede Generation Zeuge gewesen sein will, wie man auf der oder jener Schule die dort übliche Sprechart erfunden habe. Die Mehrzahl dieser Schülersprachen läßt sich nachweislich bis in das 16. Jahrhundert (Rotwelsch I III, 145) als Schülersprachen zurückverfolgen, und wir dürfen wohl annehmen, daß sie noch weiter zurückreichen, bis in die Klosterschulen des Mittelalters. So merkwürdig die Erblichkeit dieser Sprechweisen der Schüler ist — es waren immer nur Spielereien, und die Sprache des täglichen Lebens, unsere Literatur- und Umgangssprache hat nichts davon in sich aufnehmen können, während sonst alle Sprechweisen Spuren im gemeinen Deutsch zurückgelassen haben.

Aber die Sprache der akademischen Jugend erhebt sich bedeutsam über alle deutschen Sprecharten, und sie hat nicht bloß der Umgangssprache und der Literatursprache wichtige Bestandteile zugeführt, sie ragt gelegentlich auch in die Literatur selbst hinein. Seit dem 16. Jahrhundert bis ins 18. Jahrhundert hinein begegnen zahlreiche Worte der Burschensprache, bis um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts besondere Wörterbücher zu Nutz und Frommen von Füchsen und zur Erbauung bemooster Häupter die wunderlichen Redensarten und derbkomischen Worte buchen. Zumal nachdem das kühne Geschlecht der Stürmer und Dränger natürliche Derbheit und burschikose Stimmung in der Literatur entfesselt hatte, tragen am Ende des 18. Jahrhunderts verbummelte Genies, gescheiterte Akademiker das Studentenleben und seine Sprache in die Literatur hinein. Aber als die eigentliche Blütezeit der Burschensprache hat das 16. und 17. Jahrhundert zu gelten. Und ihre Heimat sind die mitteldeutschen Hochschulen Gießen, Jena, Halle, Wittenberg; Leipzig war immer die hohe Schule des Anstands und der guten Sitte, der Höflichkeit. In der Zeit, wo Shakespeare seine Hamlet und Horatio, Rosenkranz und Güldenstern in Wittenberg studieren läßt, herrschte auf den protestantischen Hochschulen Mitteldeutschlands der Pennalismus, und seine Zeit war die Blüteperiode unserer Burschensprache. Diese kennen wir also seit der Reformation. Die Zahl der einschlägigen Quellen steigert sich mit jedem Jahrhundert. Aber ihre Eigenart tritt mit einer unübersehlichen Fülle von Wortmaterial so vielseitig auf, daß wir das Wesen der Burschensprache in einem besonderen Kapitel behandeln müssen.[1])

Reichen die Anfänge unserer Studentensprache ins 15. und 16. Jahrhundert zurück, so scheint die Sprache des edlen Weidwerks in die germanische Vorzeit zurückzureichen. Aber äußere Zeugnisse für so hohes Alter der Weidmannssprache fehlen uns. Und Cäsars Bericht im Bellum Gallicum, wonach die Germanen sich mit Vorliebe der Jagd widmeten, lehnt Tacitus' Germania stillschweigend ab: Quotiens bella non ineunt, non multum venatibus, plus per otium transigunt, dedit isomno ciboque (Kap. 15).[2])

[1]) Siehe Seite 92.

[2]) Beschäftigt kein Krieg die Männer, so gehen sie zwar auf die Jagd, mögen aber lieber nichts tun, als schlafen und essen.

Unsere Kenntnis der Weidmannssprache beginnt in der Blütezeit des Rittertums, in dessen Sport die Jagd eine hohe Stellung einnahm. Aber weit über die Jagdschilderungen, wie sie das Nibelungenlied und Wolframs Parzival bietet, erhebt sich Gottfried von Straßburg, der in seinem Tristanroman den ritterlichen Helden als Kenner und Lehrer des Weidwerks mit sichtlicher Liebe und verständnisvollem Behagen schildert. Tristan galt im Mittelalter nicht bloß für den besten Jäger, sondern geradezu für den Erfinder des Jagens mit Spürhunden; er ist der erste Vertreter der keltischen Rasse; denn die kunstgerechte Jagd war die besondere Meisterschaft der Kelten (Hertz 501). So ist es denn auch nicht die deutsche, einheimische Jagdterminologie, die Gottfried von Straßburg einflicht, sondern in geradem Gegensatz dazu sind es vielmehr die Bräuche und die Ausdrücke der französischen Jagd, die damals bei uns Eingang gefunden haben. Dann blüht das ganze 14. Jahrhundert hindurch als besondere Dichtung die Jagdallegorie; das ritterliche Liebesleben wird unter der Allegorie einer Jagd dargestellt; und alsbald verwenden Prediger die Jagdallegorie im Kanzelvortrag (vgl. Schönbach, Ztschr. f. deutsche Wortforsch. I 335). In der Mitte des 16. Jahrhunderts beginnen die rein sprachlichen Aufzeichnungen. Zuerst bucht 1541 einer der ältesten deutschen Grammatiker Namens Meichßner in seinem Lehrbuch der deutschen Sprache „etliche zierliche und artliche Wörter, deren man sich vff vnd zu dem Weidwerk gebraucht.“ [1]) Und sein berühmter Zeitgenosse, der Polyhistor und Zoologe Konrad Gesner übernimmt aus Meichßners Wortliste der Weidmannssprache seine Angaben über Jagdausdrücke. So lehrt Meichßner z. B.: „Der Hirsch hat Läuf oder Klauen, die Schweine haben Läuf oder Hammen, des Bärs Füß heißen Tatzen, der Fuchs hat Klauen, der Haas Läufe, der Wolf Klauen.“ Dieses älteste Register gibt uns denn auch gleich bedeutsame Aufschlüsse. Wir hören hier, was wir sonst wohl nicht wüßten, daß die Flügel der Falken Schwingen heißen. Wie wir hier nun beobachten, daß unsere Dichtersprache sich das Jägerwort angeeignet hat, so beobachten wir überhaupt einen Einfluß der Weidmannssprache auf unser gemeinsames Deutsch.

[1]) Vgl. den Abdruck dieser Quelle in dem besonderen Aufsatz über die Weidmannssprache unten Kapitel IX.

Das heute allgemein übliche naseweis begegnet zunächst — und zwar schon in den alten Jagdallegorien — als eigentlich weidmännisch: der Hund ist naseweis, d. h. er wittert gut, er hat eine gute Nase, wie wir abermals mit einem Jägerausdruck sagen. Wenn der Hund zu früh anschlägt, heißt er weidmännisch vorlaut — das Wort ist gerade wie naseweis in unseren gemeindeutschen Wortschatz übergegangen. Ebenso unbändig: in der Jägersprache hieß der Hund bändig (mhd. bendec), der sich gut am Bande, am Strick führen ließ. Ein bärbeißiger Mensch hat die Eigenschaft schwerer, zur Bärenjagd abgerichteter Hunde, der Bärenbeißer. Wir sehen an diesen wenigen Beispielen, wie der Jagdhund im Mittelpunkt des Weidwerks steht.[1]) Und so sind es gerade besonders charakteristische Bestandteile dieser Zunftsprache, die wir in die Schriftsprache übernommen haben. Es treten andere weniger charakteristische hinzu. Das Wort Dickicht gehört in diesen Bereich. Als sich der bekannte Fabeldichter Hagedorn des Wortes in der Mitte des 18. Jahrhunderts bediente, hielt er es für nötig, das offenbar noch nicht allgemein verständliche Wort als weidmännisch ausdrücklich zu erklären. Eines der neuesten, aber bekanntesten Jagdworte ist Kesseltreiben; das Wort war in den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts so unbekannt, daß es der hervorragendste Mitarbeiter am großen Grimmschen Wörterbuch noch übersehen konnte (Kessel ist bei Jagden der ringseingeschlossene Platz, wohin das Wild getrieben wird).

Um dieses ihres Einflusses willen beansprucht die Weidmannssprache das Interesse der Sprachforscher; um so mehr als dieser Einfluß sich in alter Zeit auch auf das Französische erstreckt hat. Wie wir im Zeitalter Gottfrieds von Straßburg französische Jagdausdrücke durch ritterliche Mode übernahmen, ebenso setzten sich im merovingischen Gallien alte fränkische Worte aus dem Bereich der Jagd fest. Unsere ältesten Jagdworte lernen wir in alten französischen Entlehnungen (afrz. braque = ahd. bracko, frz. leurre aus lôthr = Luder) kennen. Und wir treffen zwei uralte deutsche Jägerworte zuerst in spätlat. Quellen: branca „die Pranke des Bären" und baccha „die Bache." So mehren sich doch die Spuren einer altgermanischen Jagdterminologie. Und wenn in der alliterierenden Poesie der

[1]) Vgl. Lembke, Studien zur deutschen Weidmannssprache, Dresden 1898.

Angelsachsen für „Blut" gern Schweiß (angls. swát) gesagt wird, so mag der Ausdruck vom Edelwild her übertragen sein. Und so darf man die Frage aufwerfen, ob wir nicht in unserem ältesten Wortmaterial schließlich doch weidmännische Fährten finden, wenn auch Tacitus die Bedeutung der Jagd für unsere Vorfahren herabsetzt. Etymologisch macht unser Wort Hund wirkliche Schwierigkeit, so lange man dem verführerischen Anklang an gr. κύων (κυν-ός) nachgibt; aber beziehen wir das Wort auf engl. to hunt „jagen" (angls. huntían „jagen" zu got. hinthan „fangen"), so kommen wir mit einer Grundbedeutung „Fänger, Jäger" wohl zu dem Verdacht, daß Hund eigentlich weidmännisch ist; und engl. hound bezeichnet in der Tat „Jagdhund". Ein anderes etymologisch umstrittenes Wort ist unser Zeitwort sehen. Die Sprachvergleichung verbindet es mit gr. ἕπεσθαι und lat. sequi „folgen" — aber die Bedeutung stimmt nur, wenn wir sehen als „mit den Augen folgen" auffassen dürfen. Und solche Ellipse ließe sich aus einer technischen Sprache — wie es die Weidmannssprache ist — leicht begreifen. So ist ja auch unser spüren, d. h. die „Spur suchen oder finden" eigentlich weidmännisch.

Somit dürfen wir an eine Vererbung von Jagdausdrücken seit den Anfängen des Germanentums glauben. Es ist die einzige Zunftsprache der bevorzugten Kreise. Wie das edle Weidwerk, so ist auch seine Sprache ein Vorrecht des Adels gewesen, und gerade dieser Tatsache verdanken wir ihre umfängliche Überlieferung seit etwa 1200. Immer hat die grüne Gilde mit Stolz ihre Standessprache gepflegt, jeden Jünger dazu angehalten. Schon im 16. Jahrhundert hören wir (in der deutschen Bearbeitung des Opus Ruralium Commodorum von Petrus de Crescentiis; vgl. E. v. Dombrowski, Deutsche Weidmannssprache S. 4), daß über jedem Jünger der Diana, der sich nicht weidgerecht ausdrückt, ein besonderes Damoklesschwert schwebt — das Weidmesser mit den fatalen Pfunden. Der Missetäter mußte sich über das beste Stück der Strecke legen, während sich die Jäger mit gezückten Hirschfängern um ihn herum stellten und den Strafakt mit einer Fanfare einleiteten. Dann trat der Jagdherr herzu und gab ihm drei Schläge mit dem Jagdmesser auf das Gesäß. Darauf bedankte sich der Bestrafte, und mit einer Fanfare schloß der Strafakt (vgl. Lembke S. 9 und das Grimmsche Wb. unter Pfund, Fund).

Solcher Sprachunterricht hat der Zunftsprache gelehrige Schüler gewonnen, und die Freude an dem lustigen Strafakt erfrischte auch das Gedächtnis der im Dienst der Diana ergrauten Jäger. Mochten neue Moden auch dem Weidwerk neues Leben und neue Worte bringen, so verknüpft sie doch jedes Geschlecht naturgemäß mit der guten alten Überlieferung.

Das Gegenstück zur binnenländischen Jägersprache ist an den norddeutschen Küsten die Seemannssprache. Ist jene wesentlich hochdeutsch, so ist diese niederdeutsch. Hochdeutsche Quellen haben naturgemäß keine ernsthaften und umfassenden Anlässe sie aufzuzeichnen. Aber die niederdeutsche Literatur ist durch die Übermacht des Hochdeutschen so sehr gedrückt worden, daß auch der deutsche Norden in alter Zeit über die technische Sprache der Schiffahrt schweigt. Nur einen Hauch frischer Seeluft verspüren wir in der altsächsischen Heliandichtung aus der Zeit Ludwigs des Frommen: der Sturm auf dem See Genezareth gibt dem unbekannten Dichter Anlaß, lebhaft und frisch die Schrecken auszumalen, in denen der Heiland seine Wunderkraft beweist. So mochten altheidnische Lieder wohl zuvor Wodan als wunderkräftigen Wogenstiller gepriesen haben, und Eddalieder zeigen uns in der Tat, wie Wodan Wind und Wogen stillt, um z. B. Jung Siegfried den Nibelung über den Ozean zu der höchsten Heldenlaufbahn zu geleiten. So wird auch in einer angelsächsischen Legende vom hl. Andreas eine Seefahrt mit göttlichem Wunder geschildert, wobei uns das Behagen auch des angelsächsischen Dichters deutlich verrät, wie die geistliche Dichtung aus heidnischen Vorbildern kraftvolle und wirksame Anregungen übernimmt. Die ganze angelsächsische Dichtung ist voll Meeresstimmung, wie denn das Epos von Beowulf an den Küsten der Nord- und Ostsee spielt. Ein lyrisches Gedicht[1]) der Angelsachsen — man könnte es „Meereshеimweh" betiteln — schildert die Sehnsucht des Wikings, wenn der Kuckuck im Hain den Frühling kündet.

Die ganze nordgermanische Poesie wird durch Motive der

[1]) Das Gedicht ist ein Dialog zwischen einem alten Seefahrer, der der Schrecken des Meeres überdrüssig geworden ist, und einem Jüngling, den es jeden Frühling unweigerlich auf den Ozean hinaustreibt. Anklänge an diese Gegensätze finden sich auch in der Edda in dem Zwiegespräch zwischen Njörth und Skath; vgl. Corp. poet. bor. I 126, wo noch auf Saxo Grammaticus (Holder S. 33) verwiesen wird.

Schiffahrt und des Meeres reizvoll belebt. Und wenn wir die südliche Hälfte der Ostsee für die Urheimat der Germanen zu halten haben, muß auch unsere germanische Urzeit schon seemännisch sein. Im religiösen Glauben beweist das Schiffssymbol des Isiskultus bei Tacitus (Germ. 9) für die Seefahrt. Und bedeutsam ist die altgermanische Bestattung im Totenschiff. Das altenglische Beowulfepos schildert uns, wie Scyld, der Stammvater der dänischen Könige, im Tode dem Meere anvertraut wird: mit einem Banner geschmückt führt das Totenschiff die teure Last auf eine ungewisse Fahrt. So hatte er, der zum Retter Dänemarks nach einer königlosen, schrecklichen Zeit bestimmt ist, seine Lebensreise begonnen: als Kind in einem Schiff ausgesetzt, war er nach Dänemark verschlagen worden.

Solche Totenschiffe hat uns ein günstiges Geschick als Zeugen unserer heidnischen Vorzeit auf dem Boden Englands und Skandinaviens bewahrt (vgl. Sophus Müller, Altertumskunde II 258), aber die Völkerwanderungszeit, in der Stämme der Ostseeküste wie Langobarden und Burgunder und Goten sich südliche Sitze erobern, mag den Brauch des Totenschiffes auch in das deutsche Binnenland verschleppt haben. Im 15. Jahrhundert fand man im Berner Oberland ein Totenschiff mit vielen Gerippen tief in der Erde (Joh. Matheſius, Sarepta oder Bergpostill 1562 Bl. 23). Zu den ältesten deutschen Rätseln, die uns eine Reichenauer Handschrift des 10. Jahrhunderts überliefert, gehört das weit verbreitete Rätsel vom Schiff: Portat animam et non habet animam, non ambulat super terram neque in coelo.

In der Tat, die Terminologie der Schiffahrt reicht wie die Schiffahrt selbst in das Dunkel der Vorzeit zurück. Wortgleichungen wie gr. *ναῦς* = lat. nâvis = skr. nâus, wie lat. mâlus = hd. mast (Kuhns Ztschr. XXV 313), gr. *πλοῖον* = anord. fley (Grundform plowjo-m) „Fahrzeug" erweisen die Schiffahrt als Erbe der Vorzeit, in der die Germanen in nachbarlichem Austausch mit den verwandten Völkern indogermanischen Stammes zusammen lebten (vgl. Schrader, Reallexikon 711). Aber die Germanen haben dieses alte Erbe ihrerseits beträchtlich gemehrt durch eigenartiges neues Wortmaterial. Und die Anfänge unserer deutschen Seemannssprache liegen in der urgermanischen Zeit.

Schon in der gotischen Bibelübersetzung des Ulfilas lernen

wir ein intimeres Wort der Schiffsterminologie (nôtô „Hinterteil des Schiffes") kennen. Aber erst in angelsächsischen Glossen und Literaturwerken des 10. und 11. Jahrhunderts tritt uns reicheres Wortmaterial entgegen (bes. Wright, Oe. Gloss. I 167 181 287). Das wertvollste und reichhaltigste Dokument der älteren Seemannssprache liefern uns Eddahandschriften. Schon im 13. Jahrhundert blühten in Norwegen und Island philologische Interessen, die der Muttersprache und dem nordischen Volkstum zu gute kamen, Grammatik, Geschichte und Mythologie; besonders Mythologie und Poetik und poetische Synonymik wurden gepflegt. Eine neue Literaturgattung entsteht, versus memoriales mit Vorausnahme Zumptscher Rezepte; sie heißen Thulor, d. h. Dichtungen. Und unter diesen Thulor treffen wir unseren ältesten germanischen Schiffskatalog, etwa 150 Worte über das Schiff und seine Teile.

Solche nordgermanische Quellen liefern uns vielfach die ältesten Zeugnisse und Belege für heutige Seemannssprache, so daß wir für das Schweigen einheimischer Quellen eine Art Ersatz in England und Skandinavien hätten. Und wir brauchen solchen Ersatz. Im Gegensatz zur nordgermanischen Dichtung ist die deutsche Literatur arm an Motiven der Schiffahrt und des Meeres. Indem in Mittelalter und Neuzeit unsere Literatur erst auf oberdeutschem, dann auf mitteldeutschem Boden ihre Blüte entfaltet, bleibt die norddeutsche Seeküste in der literarischen Produktion zurück. In unserem klassischen Gudrunlied, das man so gern als deutsche Odyssee preist, hat ein bayerischer Dichter einen alten Wikingerstoff der Nordsee behandelt, aber ohne die Meeresfarben, über die der altsächsische Heliandddichter gelegentlich verfügt. So spüren wir auch in den klassischen Dichtungen unserer Schiller und Goethe kaum einen Hauch norddeutscher Seeluft: das Meeresheimweh der Wikingerzeit ist durch den Zug nach dem Süden ersetzt. Aus seines Tales Gründen, die der kalte Nebel drückt, sehnt sich Schiller in das schöne Wunderland, dessen Reize das Lied Mignons so ungestüm drängend uns vor die Seele zaubert. Kommt aber einmal ein leiser Hauch der nordischen Meere an Goethe heran, so bewundern wir gleich die Anregung, die er davon erhält. Es ist eine allbekannte Stelle aus den Wahlverwandtschaften (II 2), wo der Dichter Ottiliens Tagebuch behandelt. Da berichtet er über den roten Faden, der sämtliche Tauwerke der königlichen

Flotte Englands als Eigentum der Krone kenntlich macht: man kann ihn nicht herauswinden ohne alles aufzulösen.. „Ebenso zieht sich durch Ottiliens Tagebuch ein Faden der Neigung und Anhänglichkeit, der alles verbindet und das Ganze bezeichnet". Diese Stelle der Wahlverwandtschaften hat unsere Sprache um ein Bild bereichert, das Goethische Signatur trägt! Würde unser heutiges Deutsch nicht weit mehr solcher Seebilder in seinen binnenländischen Grundton aufgenommen haben, hätte der große Realist in lebendiger Fühlung mit den deutschen Meeren gelebt? So tritt das Meer und sein Leben in den Romanen der Spielhagen und Wilbrandt erst ganz neuerdings in dichterische Beleuchtung mit Farben aus der Seemannssprache. Wie reichen Gewinn hatte die altgermanische Dichtung der Skandinavier und der Angelsachsen aus dem Kontakt mit dem Ozean auch sprachlich gewonnen! Reizvolle und poetische Wortgebilde für „Schiff" und für „Meer" beleben die alte Dichtersprache: das Meer war die Schwanenstraße, die Walfischstraße, das Bad der Möve, und das Schiff hieß Meerholz, Wogenhengst, Seegänger.

Wir dürfen einzelne dieser Wortgebilde gewiß in die Zeit zurückdatieren, ehe die Angelsachsen ihre neue Heimat besiedelt haben, also mindestens ins 4. und 5. Jahrhundert. Aber sie hafteten so fest im Volk, daß sie auch in nüchterner und schlichter Prosa wiederkehren; so sagt ein angelsächsischer Chronist (Sachsenchronik Laud Hs. 1003) statt „Schiffe" wirklich einmal Wogenhengste. Aber solche dichterischen Wortgebilde verraten uns zugleich ein Geheimnis der Seemannssprache. Die Beseelung des Unbeseelten — portat animam et non habet animam — herrscht nicht bloß in der poetischen Diktion der Nordgermanen, sondern auch in der technischen Sprache der Seeleute. Daher tragen denn die Schiffe Eigennamen wie die alte Argo des Jason oder die Paralos der Athener im Zeitalter des Perikles. Zwar das Schiff des Beowulf trug im angelsächsischen Heldengedicht des 7. Jahrhunderts keinen Namen, aber die Götterschiffe der Edda sind Träger von Eigennamen (Naglfari, Skithblathnir).

Wie alt die Schiffstaufe sein mag, die mit der Namengebung verbunden ist, entzieht sich meiner Kenntnis; aber der Ausdruck taufen findet sich schon um 1590 auf Schiffe angewandt.

So kann man von Schiffen wie von lebenden Personen reden. So ist deutsch Holländer, engl. Dutchman nicht bloß ein Holländer, sondern auch ein holländisches Schiff (vgl. das New Engl. Dict. unter Dutchman). Unsere niederdeutschen Seeleute nennen ein nach Ostindien gehendes Schiff einen Ostindiamann (Brinkmann, Kaspar Ohm S. 198), ein Kriegsschiff einen Orlogmann (Urlugsmann, Kaspar Ohm S. 5. 214; Peter Lorenz S. 9. 12; der Generalreeder S. 170). Wie wir von einem Kauffahrer, einem Heringsfänger, einem Grönlandfahrer reden und Schiffe meinen, so der Engländer mit seinem merchantman. Und nun fällt uns auch die so seltsame Bezeichnung des Englischen für ein Kriegsschiff (warship) als man-of-war, d. h. als „Kriegsmann" nicht weiter auf.

Diese Beseelung des Unbeseelten erkennen wir auch in den Benennungen für einzelne Schiffsteile. Wir reden vom Bauch und von den Rippen, von der Nase und dem Bart des Schiffes. So haben einige Schiffsarten auch Namen von Tieren: Böcke, Bullen, Katten (= Katzen).

Immer aber ist die Sprache des Festlandes der Boden, aus dem die Seemannssprache entspringt. Was das Meer erzeugt, erhält den Namen gern durch Übertragung von den Erzeugnissen des Festlandes. Fische erhalten nicht selten Namen von Tieren des Landes (Hatzidakis, Kuhns Ztschr. XXXIV 126); das umgekehrte Verhältnis ist kaum zu belegen. So sind auch Schiffsgeräte und Ausrüstungsgegenstände der Seeleute, die heute rein seemännisch klingen, ursprünglich gar nicht seemännisch. Wenn z. B. die fingerlosen Matrosenhandschuhe jetzt seemännisch Wanten heißen, so ist das ein sonst ausgestorbenes altgermanisches Wort (anord. vöttr aus wantus, so schon um 700 in Gallien nach Beda bei Diez 176), das uns in französischer Entlehnung in der Form gant (= ital. guanto) bekannter ist. So ist Mars als Bezeichnung des Mastkorbes eigentlich binnenländisch: ndl. mars, nmdl. merse ist nämlich ursprünglich der Marktkorb der Höker. Und Mast hieß von Haus aus jede Stange.

So lassen sich manche Seemannsworte germanischen Ursprungs bequem deuten. Die Ruderdollen, d. h. Pflöcke zum Anstemmen der Ruder, haben ihren uralten Namen (anord. thollr = angls. tholl) von dem alten Wortstamm für „tragen", der mit lat. tollo — tuli — tolerare eins ist. Aber so be-

quem wie in diesem Falle ist die Etymologie von Seemannsworten nur selten.

Im allgemeinen charakterisiert sich die Seemannssprache doch wesentlich als technische Sprechart. Eine endlose Fülle der intimsten technischen Ausdrücke bezieht sich auf jedes Segel und jeden Balken, jeden Pflock und jede Schraube, der Kampf mit den Elementen verlangt für jede Tätigkeit eigene und seltsame Nomenklatur. Nur in bescheidenem Maße treffen wir seemännische Benennungen für Handlungen und Gegenstände, die nicht für das Leben auf dem Schiff typisch sind; immerhin sei ein Beispiel der Art erwähnt: in der neueren Seemannssprache sagt man schaffen für „essen".[1])

Die Sprache der Soldaten[2]) zeichnet sich vor der Seemannssprache durch größere Lebendigkeit und Mannigfaltigkeit aus. Sie ist nicht bloß technisch; sie umfaßt größere Gebiete des Lebens, breiteren gesellschaftlichen Inhalt als die Sprache des Seemanns. Der Umfang des soldatischen Wortschatzes erinnert an die Vielseitigkeit der Studentensprache, mit der sie auch den Scherz und die Urkraft der Wortschöpfung teilt. Die Hauptquelle für die Geschichte der Soldatensprache sind Memoiren des 18. und 19. Jahrhunderts. Aber eine erste Blüte erlebte sie in der Zeit der Landsknechte und des 30jährigen Krieges. Die großen Kriegsschriftsteller vor dem 30jährigen Krieg wie Fronsperger, Klein, von Wallhausen und die großen Sittenschilderer des Dreißigjährigen Krieges wie Moscherosch und Grimmelshausen machen mit sprachlichem Sinn einzelne Aufzeichnungen aus der Feldsprache, wie man damals die Soldatensprache nannte. Da waren Füchse und Müller oder Mühlsteine „Dukaten und Reichsthaler", der deutsche Herr war so viel wie „Ente"; einen Deutschherren verhören so viel wie „eine Ente stehlen"; der „Hahn" hieß Rottmeister (Rotwelsch I 157); für „heiraten" sagte man kirchen; die „schriftliche Dienstordre oder Marschordre" hieß Feldtaube.

Solche spezifische Ausdrücke begegnen als feldsprachlich, d. h. als soldatisch vor und während des Dreißigjährigen Krieges nicht selten, und wir sehen an diesen Belegen, daß es sich keineswegs um eine technische Sprache handelt. Die Geschichte aber

[1]) Weiteres über Seemannssprache siehe unten S. 110.
[2]) Vgl. Horn, Die deutsche Soldatensprache, 1899.

dieser Standessprache bietet ein seltsames Problem. Die Quellen wie z. B. Moscherosch vermischen die Feldsprache mit dem Rotwelsch. Moscherosch druckt als feldsprachlich ein altes rotwelsches Glossar ab, das um 1510 als Bettler- und Gaunersprache erscheint. In der Tat liegt hier zum Teil eine Verwechslung vor. So zeigt sich bei den eben mitgeteilten Proben eine völlige Abweichung des alten Rotwelsch. Moscheroschs feldsprachliches Wörterbuch hat gewiß als bloßer Abdruck einer weit älteren Vorlage in dieser Richtung keine Beweiskraft. Aber doch wird man für die Zeit von etwa 1550—1650 Berührung zwischen Feldsprache und Rotwelsch annehmen müssen, wie auch Gustav Freytag in den Bildern aus der deutschen Vergangenheit nahe Verwandtschaft der beiden Sprechweisen annimmt. Um die Wende des 16. und 17. Jahrh. war das Landsknechtstum zur allgemeinen Landplage geworden, und die Kriegsschriftsteller selbst enthüllen uns das vagabundierende Leben der Landsknechte; mit Schrecken sieht man die Entartung soldatischer Zucht. Es war dieselbe Zeit, in der die Jugend der deutschen Hochschulen unter dem Druck des Pennalismus stand. Und wir dürfen nicht verschweigen, daß auch die Burschensprache des 17. und 18. Jahrhunderts manches rotwelsche Element in sich aufgenommen hat.

Die neuere Soldatensprache teilt mit der Studentensprache die Freude an Derbheiten, an Wortverdrehungen, an stark mundartlichen Ausdrücken, die sich allerwärtsher zusammenfinden und ein buntes Gemisch ergeben. Nachklänge der alten Feldsprache fehlen nicht, aber es ist zweifelhaft, ob sie auf Kontinuität beruhen oder ob nicht vielmehr gemeinsame Quellen zugrundeliegen.

Unter den Berufssprachen zeichnet sich noch die Bergmannssprache durch einen reichen Wortvorrat aus. Aber dieser Wortvorrat ist wesentlich technisch. Wie der Beruf sich dem Auge der Menschen entzieht, so ist auch seine Sprache ohne bedeutsamen Einfluß. Und es ist charakteristisch, daß wesentlich das Resultat der unterirdischen Arbeit, soweit es ans Tageslicht tritt, sprachlich bedeutsam wird: zu Tage fördern ist bergmännisch, desgleichen Ausbeute. Auch Fundgrube und Schacht stammen aus diesem Bereich. Vom 16. Jahrh. an kennen wir die Sprache des Bergmanns aus reichen Quellen, und es gibt zahlreiche Wörterbücher für sie.[1])

[1]) Die Buchdruckersprache übergehe ich hier; darüber vgl. Klenz, Die deutsche Druckersprache, 1900.

In weit höherem Maße aber als die Bergmannssprach beansprucht die sogenannte Gaunersprache das Interesse der Sprachforscher, seitdem zum erstenmal 1663 der bedeutendste unserer älteren Grammatiker, Schottelius, sie in den Gesichtskreis der Sprachforscher gerückt hat. Es ist eigentlich die auffälligste Sprechweise, die wir haben. Sie lebt nachweislich — mit begreiflichen Schwankungen und Änderungen — mindestens vier Jahrhunderte hindurch ununterbrochen. Aber gerade diese Kontinuität, die sich in zahlreichen Wörterverzeichnissen aus behördlichen Kanzleien äußert, muß uns stutzig machen. Denn wie soll man es verstehen, daß die sporadische Erscheinung des Verbrechertums sich eine eigene feste Sprache geschaffen hat? Und diese Sprechweise erstreckte sich zudem über ganz Deutschland. Ihr ältester, nun fast 700 Jahre nachweisbarer Name Rotwelsch bedeutet zweifellos „Bettlersprache", und einige von den ältesten Quellen zur Geschichte der Gaunersprache beweisen, daß sowohl das Verbrechertum wie auch das Bettlertum des Mittelalters Anteil an der seltsamen Geheimsprache hatte. Aber wir wissen auch, daß die kleinen Krämer und Hausierer Rotwelsch sprechen konnten; denn noch heute leben überall in deutschen Gauen Krämersprachen als Ausläufer des alten Rotwelsch. Aber wahrscheinlich war der Ursprungsbereich des Rotwelsch weit größer; es war in früheren Jahrhunderten wohl der Besitz aller rechtlich unehrlichen Leute. Die Zeit liegt jetzt weit hinter uns, in der ein teils gesetzlicher, teils herkömmlicher Makel auf verschiedenen Gewerben ruhte, die der vollen Ehrenhaftigkeit eines freien Deutschen nicht ziemten. Die Zahl der unehrlichen Leute hatte sich allmählich in Deutschland so gesteigert, daß Reichsgesetze nach und nach die Unehrlichkeit auf Henker und Henkersknechte einschränkten, bis rechtlich auch diese letzte Einschränkung gefallen ist. Es gibt nicht wenige Orte in Deutschland, in denen noch heute Rotwelsch gang und gäbe ist. Wirft man einen Blick auf die Geschichte solcher Orte, so ergibt sich zumeist die Tatsache, daß es neuere Ansiedelungen sind, die entstanden, als Reichsgesetze den unehrlichen Leuten Schutz und Rechte gewährten, ohne aber imstande zu sein, ihnen unter den Mitmenschen auch humane Aufnahme zu sichern. Es waren außer den Scharfrichtern und ihrem Personal auch Abdecker und Totengräber, Zöllner und Bettelvögte, Büttel und Nachtwächter, Schäfer und Müller, Bader und Leineweber. Auch die Spiel-

leute und das fahrende Volk der Gaukler erfreuten sich rechtlich nicht der vollen Ehrenhaftigkeit.

Die Zeit liegt jetzt weit hinter uns, so weit, daß wir in unserer klassischen Literatur Anklänge an die rechtliche Unehrlichkeit nicht mehr ohne weiteres verstehen.[1])

In die eigentliche Literatur wagte sich das Rotwelsch kaum je; nur die Organe der Polizei interessierten sich dafür. Aber die öffentliche Sicherheit machte es notwendig, daß die Polizei von Zeit zu Zeit alles veröffentlichte, was sie von der gefährlichen Sprache ermitteln konnte. So kennen wir die sogenannte Gaunersprache ebenso umfassend und ebenso lange wie etwa die Weidmannssprache. Aber im Bau hat sie andere Gestalt und andere Physiognomie. Sie ist eine Geheimsprache, deren sich die von der Gesellschaft Ausgestoßenen nur bedienten zum Schaden ihrer Feinde, die in Zünften und Gilden staatlicher Privilegien sich erfreuten. Zwar haben die Juden mit ihrer Sprache einen Anteil an der Zusammensetzung der Geheimsprache; denn auch sie gehörten zu den von der Gesellschaft Ausgestoßenen und genossen nicht die volle Ehrenhaftigkeit des freien Deutschen. Aber die Eigenart des Rotwelsch äußerte sich wesentlich in gut deutschen Wortgebilden, die aber verhüllend umschreiben oder auf gewohnheitsmäßiger und erblicher Übereinkunft beruhen. Wenn ich aus einer Quelle vom Beginn des 16. Jahrh. ein paar Belege geben soll, so heißt das Feuer Funkhart, der Fisch Floßling, der Mantel Windfang, der Hut Wetterhahn, die Gans Breitfuß, das Kind Schreiling, die Wurst Regenwurm. Natürlich hat das Rotwelsch im Lauf seiner doch wohl tausendjährigen Geschichte mancherlei Änderungen und Wandelungen und im einzelnen landschaftlich und zeitlich bedeutsame Neuerungen erfahren. Auch mit Absicht und mit Erfolg bildeten die Ausgestoßenen oft ihre Sprache um, wenn die staatlichen Behörden das Geheimnis aufgedeckt hatten. Wenn seit dem 16. Jahrh. der Nachschlüssel allgemein (nicht etwa gaunerisch) Dietrich heißt, so macht das

[1]) Vgl. Belege für das Ehrlichmachen durch Fahnenschwenken bei H. v. Kleist und Fried. Hebbel bei Sprenger in Zachers Ztschr. f. deutsche Philol. XXVII 389, wo aber auf Otto Beneke, Von unehrlichen Leuten 2. Aufl. (Berlin 1889) S. 351 zu verweisen war. Lehrreich ist Benekes Darstellung über das Begräbnis der Selbstmörder S. 317 für den Schluß von Goethes Werther.

Wort durchaus einen rotwelschen Eindruck. Aber es war so früh allgemein bekannt geworden, daß schon die ältesten rotwelschen Wortlisten es nicht als rotwelsch aufführen (am Ende des 17. Jahrh. heißt der Dietrich auf Rotwelsch dann Schränker). Vielfach sind rotwelsche Worte aus dem gefährlichen Heimatsbereich in weitere Kreise gedrungen, wie Dietrich.

Fassen wir das Rotwelsch oder die sogenannte Gaunersprache als die Sprache der rechtlich unehrlichen Leute, d. h. gewisser Handwerke, die sich nicht der Privilegien von Zünften und Gilden erfreuten und darum rechtlich nicht für voll angesehen wurden, so verstehen wir auch die Kundensprache, d. h. die Sprache der Handwerksburschen. Man kennt diese nur ein halbes Jahrhundert; die Aufzeichnungen gehen nicht über 1850 zurück. Und doch ist die Sprechweise der Handwerksburschen alt: sie sagen Windfang für Mantel und Wetterhahn für Hut, um ein paar Beispiele zu geben — und dies sind bekannte rotwelsche Worte, die seit dem 15. und 16. Jahrh. oft als gaunersprachlich belegt sind.

Isoliert ist keine der Sprechweisen, die der Gegenstand unserer Erörterungen gewesen sind. Soziale Brücken, die immer von Stand zu Stand, von Beruf zu Beruf, von Alt zu Jung und von Jung zu Alt führen, verbinden die einzelnen Zweige und Arme unseres Sprachlebens. In der Studentensprache sehen wir in Worten wie flott, das eigentlich nur seemännisch ist, einen unstudentischen Ausdruck. Das Wort Knote der Studentensprache scheint von Hause aus ein niederdeutsches Soldatenwort gewesen zu sein.[1]) Das Prellen der Füchse, das in der Burschensprache des 18. Jahrh. eine Rolle spielt, beruht auf der Übertragung eines weidmännischen Brauches. Aber alle drei Worte — flott, Knote und prellen — sind heute überall in der Volkssprache fest eingewurzelt. Weidgerechte Worte des 18. Jahrh. wie Dickicht haben ihre Naturfarbe verloren. Und Worte wie blechen oder foppen oder pumpen enthüllen nur dem Eingeweihten den gefährlichen Ursprungsbereich in dem Rotwelsch der unehrlichen Leute. Wie in jedem einzelnen Fall die Brücke gewesen ist, die von der Standessprache zu der Gemeinsprache leitet, wird schwer festzustellen sein. Eines aber lehren unsere Betrachtungen, daß unsere Gemeinsprache nicht ausschließlich der Niederschlag von literarischen Strömungen sein

[1]) Es scheint das niederländische knoet 'Knorren' zu sein.

kann. Nicht nur auf der Höhe der Literatur, in der Sprache unserer großen Dichter findet der Sprachforscher die Quellen der Wortschöpfung. Wo das eigentliche Leben der Sprache zu suchen ist, das hat einer der sprachgewaltigsten unseres Volkes ausgesprochen, wenn er verlangt, wer mit der Sprache als Schriftsteller wirke, habe die Kinder auf der Gasse, die Mutter im Hause und den gemeinen Mann auf dem Markt zu belauschen. Was Luther in der Schrift vom Dolmetschen als sein eigenstes Übersetzerprogramm bezeichnet, hat später Leibniz als eine wichtige Aufgabe der deutschen Sprachforschung hingestellt. Er hat in sein umfassendes sprachliches Programm, das er in einem posthumen Werk dargelegt hat, vor allem auch den Wortschatz der Standes- und Berufssprachen eingeschlossen. Faßt aber der deutsche Sprachforscher seine Aufgabe so vielseitig, wie Leibniz es in seinen „Unvorgreiflichen Gedanken betreffend die Ausbildung und Verbesserung der deutschen Sprache" verlangt, so geht ihm eine Ahnung auf von jenem Goethischen Wort, das eigentlich für uns alle gemeint ist: „Der Deutsche ist gelehrt, wenn er sein Deutsch versteht." Aber niemand fühlt sich von der Erfüllung dieses Dichterwortes weiter entfernt als eben der Sprachforscher.

VI.

Geheimsprachen.

Warum die heutige Sprachforschung den unansehnlichsten und entlegensten Spracherscheinungen, den deutschen Geheimsprachen eingehende Beachtung widmet, während doch die Sprache unserer Dichter und Denker in den bedeutendsten Meisterwerken der einzig würdige Gegenstand und Mittelpunkt für alle sprachliche Arbeit sein sollte, bedarf zuerst einer Begründung. In der Tat muß es die letzte Aufgabe der Sprachwissenschaft sein, klarzustellen, was die Sprache in den höchsten Leistungen der bedeutendsten Schriftsteller als Ausdrucksmittel von Ideen und von Idealen zu leisten vermag. Immer und immer wieder wird uns die sprachliche Gewalt eines Luther und der unendliche Reichtum der Sprache Goethes zu Beobachtungen und zu Untersuchungen reizen. Aber es geht auf dem jugendlichen Boden der deutschen Sprachwissenschaft wie auf anderen Wissensgebieten: ehe die letzten Fragen endgültig angepackt werden können, müssen zuvor zahllose Einzelfragen erledigt werden, und statt an den großen letzten Fragen zu scheitern, wenden wir uns lieber zu lösbaren Aufgaben, für die die heutigen wissenschaftlichen Mittel Erfolg gewährleisten. Wie der Naturforscher, dessen eigentliche Aufgabe das Leben der höchstentwickelten Geschöpfe sein sollte, zunächst an den niedrigsten Wesen organisches Leben untersucht, so muß auch der Sprachforscher zunächst das Leben der Sprache in den weniger entwickelten Erscheinungsformen, in einfacheren Lebensverhältnissen erkennen und behandeln lernen. Um die Vielseitigkeit und Unbeschränktheit der Sprache unserer großen Dichter zu verstehen, müssen

wir die Maßstäbe und Gradmesser in einseitigen, beschränkten Lebenskreisen feststellen. Daher ist die Erforschung der Standessprachen jetzt in den Vordergrund getreten. Es hat seinen besonderen Reiz, dem sprachlichen Leben aller Stände bis in die verborgensten Winkel nachzugehen. Da holen wir uns oft den Aufschluß über naheliegende, tagtägliche Worte und Wendungen. Unsere Gemeinsprache setzt sich eben zusammen aus Sprachgut, das aus den einfachsten Verhältnissen heraus Sitz und Stimme auch in den Kreisen der schönen Literatur gefunden hat. Fundgrube ist, wie wir sahen, ein Bergmannswort; flott stammt aus der Seemannssprache; Zweck ist ein Wort der Armbrustschützen, die damit den Nagel in der Zielscheibe bezeichneten; Philister ist studentisch; in die Weidmannssprache gehört Dickicht. Aber um begründen zu können, warum wir solche Worte aus den verschiedensten Standessprachen ableiten, müssen wir zunächst das Wesen jeder einzelnen Standessprache feststellen; erst wenn wir die Einzelheit aus dem einheitlichen Bau einer Standessprache erklären können, gewinnen wir Sicherheit für unsere Deutungen.

Auch die Gaunersprache tritt so in den Bereich der Sprachforschung. Es ist die hervorstechendste Geheimsprache, die wir haben, und zugleich die reichste Berufssprache, die wir kennen. Nur die Weidmannssprache hat gleich alte und ebenso reichhaltige Zeugnisse aufzuweisen. Dasselbe Jahrhundert, in dem uns Gottfried von Straßburg in seinem Tristan den ersten Einblick in mittelalterliche Jagdausdrücke gestattet, bringt uns auch die erste Kunde vom Rotwelsch, wie die Gaunersprache in der älteren Zeit bei uns hieß. Und seit dem 14. Jahrhundert kennen wir das Rotwelsch durch zahllose Wortlisten. Die öffentliche Sicherheit verlangte nach Veröffentlichungen der gefährlichen Geheimsprache, darum sind wir über keine Berufssprache so oft und so gut unterrichtet wie über die Gaunersprache. Sie ist denn auch früh Gegenstand sprachlicher Erklärungsversuche geworden. Im 19. Jahrhundert haben sich Hoffmann von Fallersleben, Pott, Ascoli, Avé-Lallemant und Josef Maria Wagner Verdienste um ihre Erforschung erworben. Und die eifrige Beschäftigung deutscher Sprachforscher mit diesem fragwürdigen Gegenstand hat schon ihre Berechtigung, da unsere Gemeinsprache eine Fülle von Worten aus diesem Bereich übernommen hat. Wir alle verfügen über eine große Zahl von rotwelschen Worten. Das Wort rotwelsch selbst ist gauner-

sprachlich: es bedeutet „Bettlersprache“ (rot = Bettler). Das Wort Stromer begegnet schon im Rotwelsch des 14. Jahrhunderts als „Kehlabschneider“. Hochstapler ist ein Gaunerwort des 18. Jahrhunderts, aber das einfache Stapler begegnet mit der Bedeutung „brotsammelnder Bettler“ schon im 16. Jahrhundert. Der Gauner hat seinen Namen von dem rotwelschen Joner „Falschspieler“, das ebenso alt ist. Schwindler ist ein Gaunerwort, das erst um 1800 in der deutschen Verbrechersprache auftritt.

Es ist nicht weiter auffällig, daß diese und andere Standes- und Artbezeichnungen aus der Gaunersprache selbst stammen. Aber auch andere verbreitete Worte gehören in denselben Bereich. Unser blechen für „bezahlen“ geht zurück auf rotwelsch Blech „Pfennig“, das im 15. und 16. Jahrhundert bezeugt ist. Auch der Ranzen hat einen rotwelschen Namen; in der Gemeinsprache des 17. Jahrhunderts noch selten, begegnet er schon im 16. Jahrhundert in rotwelschen Quellen. In den rotwelschen Bereich gehört das heute harmlose foppen, das aber im 17. Jahrhundert als niedrig verpönt war; foppen heißt im Rotwelsch des 15. und 16. Jahrhunderts „lügen“, und schon im 14. Jahrhundert hieß eine Bettlerart die Fopper, sie stellten sich verrückt, um das Mitleid der Menschen zu erregen. Das heutige verkümmeln für „verkaufen“ geht zurück auf ein altes rotwelsches kimmern „kaufen“, das seit 1510 bezeugt ist. Unser pumpen für „borgen“ ist rotwelsch. Ich will die Einzelheiten nicht zu sehr häufen und schließlich nur noch eine Redensart besprechen, die bisher nicht recht verständlich geworden ist: jemandem den roten Hahn aufs Dach setzen. Das Grimmsche Wörterbuch verfällt auf den Verdacht von irgendwelchem mythologischen Inhalt der Wendung. Aber mehrere gute Quellenzeugnisse verweisen die zuerst bei Hans Sachs belegte Redensart unter die Mordbrenner, und unter den Mordbrennern wie unter den Bettlern und Dieben gab es schon im 16. Jahrhundert eine besondere Zeichenschrift, die man neuerdings als Gaunerzinken bezeichnet. Wir kennen manche Zeichen oder Zinken der Mordbrenner des 16. Jahrhunderts, und eines dieser Zeichen faßt man als Hahn auf, der Brandstiftung bedeutet. Der rote Hahn unserer Redensart deutet wohl auf den Rötel hin, womit die Gaunerzinken gern an Kirchen und Straßenecken oder einsamen Kreuzen angebracht wurden. Solche Gaunerzinken sind

übrigens vom 16. Jahrhundert an von Zeit zu Zeit auch bekannt geworden.

Man sieht an diesen verschiedenen Belegen, daß rotwelsches Sprachgut in den allgemeinen Wortschatz übergegangen ist, und so verdient die Gaunersprache, der die Beachtung der Behörden nie gefehlt hat, auch die Aufmerksamkeit der Sprachforscher.

Das klassische Altertum der Griechen und Römer hat nichts Ähnliches erzeugt. Das älteste Zeugnis für eine abendländische Gaunersprache liefern lateinische Predigten, die um 1140 in Santiago de Compostella, dem Ziel der großen Pilgerfahrten des Mittelalters, entstanden sind. Da hören wir, daß passut in der Sprache der Gauner von Santiago der Name einer Münze gewesen ist, und wir erkennen darin sofort das poschet für „Pfennig" in der deutschen Gaunersprache wieder. Hundert Jahre nach diesem Zeugnis für spanische Gaunersprache in Santiago lernen wir den Namen der deutschen als Rotwelsch kennen. Das Wort tritt um 1250 in solch ausgesprochener Verwendung auf, daß es mindestens ins 12. Jahrhundert zurückreicht. Wie das gewerbsmäßige Bettlertum, so ist auch das Rotwelsch eine mittelalterliche Erscheinung. Doch erst um 1350 treten für dieses Rotwelsch zwei von einander unabhängige Zeugnisse auf. Das eine stammt aus Breslau, das andere aus Augsburg; beide Zeugnisse bieten kleine Wortlisten. Aber während die Augsburger Liste Worte aus dem Bettlerbereich verzeichnet, lernen wir in Schlesien eine kleine Zahl von Verbrecherworten kennen. Zweifellos teilte das erwerbsmäßige Bettlertum mit dem erwerbsmäßigen Verbrechertum im 14. Jahrhundert und wohl auch schon in den früheren Jahrhunderten den gefährlichen Besitz dieser Geheimsprache. So wirft eine vorurteilslose Betrachtung rein sprachlicher Art grelle Schlaglichter auf das Zeitalter, das wir im Minnesang und im höfischen Epos unserer mittelhochdeutschen Klassiker doch nur einseitig kennen lernen.

Bettlertum und Verbrechertum bleiben seit dem 14. Jahrhundert bis tief ins 18. Jahrhundert gleichmäßig mit unserem Rotwelsch verknüpft. Die politischen Zustände Deutschlands, seine Zersplitterung unter zahllose selbständige Gerichtsbarkeiten hinderten den Erfolg aller Bestrebungen, die sich gegen die doppelte Landplage richteten. Es wird dereinst zu den Segnungen der neuesten Zeit gerechnet werden, daß das neue deutsche Reich imstande war, durch eine einheitliche Gerichtsbarkeit dem mittel-

alterlichen Erbübel des gewerbsmäßigen Bettlertums und Verbrechertums die Lebensbedingungen zu entziehen. Aber der politischen Ohnmacht der früheren Jahrhunderte verdanken wir unsere Kenntnis des Rotwelsch, die sich über etwa 600 Jahre erstreckt.

Das Rotwelsch ist eine entschiedene Geheimsprache. Wer es spricht, entzieht sich absichtlich der großen sprachlichen Gemeinschaft, die uns alle verbindet, und kämpft gegen diese Gemeinschaft, gegen Recht und Ordnung an. Das Mittelalter hat gelegentlich wohl andere Geheimsprachen gezeitigt. Wir lernen in Deutschland schon um 1140 eine vom Rotwelsch ganz unabhängige Geheimsprache kennen, also zu derselben Zeit, wo uns in Santiago ein Gaunerwort bezeugt ist. Die Klöster nämlich hatten an der Spielerei einer literarischen Geheimsprache eine harmlose Freude. In den Klöstern des Mittelalters bildete sich früh eine Art Geheimschrift aus. Und auch die Zeichensprache blühte in den Klöstern. Eine klösterliche Zeichensprache beschreibt im Anfang des 8. Jahrhunderts der gelehrte Beda; schon im Anfang des 11. Jahrhunderts veranschaulicht ein angelsächsisches Sprachdenkmal Umfang und Inhalt der klösterlichen Zeichensprache, wie sie aus den Bedürfnissen der Klöster während des großen Schweigens der Fastenzeit hervorgegangen ist. Und aus den Klöstern des 6. Jahrhunderts stammen die ältesten Gedichte in einer lateinischen Geheimsprache, die neuerdings Gegenstand der gelehrten Forschung[1]) geworden ist. Aus klösterlichen Verhältnissen stammt auch die älteste Geheimsprache, die auf deutschem Boden aufgezeichnet ist. Wilhelm Grimm hat sie zuerst bekannt gemacht und zu deuten versucht. Es ist die Geheimsprache der heiligen Hildegard. Diese Hildegard, geboren 1098 und 1179 gestorben, ist mehrere Jahrzehnte Äbtissin in dem von ihr gegründeten Kloster Rupertsberg bei Bingen gewesen und hat sich als religiöse Schriftstellerin hervorgetan. Göttlicher Eingebung, der sie die Anregung zu ihrer schriftstellerischen Tätigkeit verdankte, schuldete sie nach ihrer eigenen Angabe auch ihre Geheimsprache. Aber schon Wilhelm Grimm hat festgestellt, daß die fromme Äbtissin die neue Sprache nur aus einer 100 Jahre älteren Aufzeichnung haben kann; sie beruht nicht

[1]) Näheres bei G. Götz „Über Dunkel- und Geheimsprachen im späten und mittelalterlichen Latein" in den Berichten der Sächs. Gesellsch. d. Wissensch. Philol.-histor. Klasse. 1896. S. 62—93.

auf Vision und Inspiration, sondern auf einer handschriftlichen Vorlage aus der Zeit ums Jahr 1000. Wir haben es da mit einer literarischen Spielerei zu tun: der Mensch heißt inimois, es ist das lateinische hominis; der Fuß heißt funiz, der Neffe neniz; die Mutter mater wird zu maiz. Es handelt sich also vielfach um absichtliche Verdrehungen, die bald von lateinischen, bald von deutschen Worten ausgehen. Allerdings läßt sich nur ein Teil des Sprachgutes der heiligen Hildegard auf diese Weise deuten; es bleibt noch genug darin zu erklären übrig. Aber wichtig ist, daß diese literarische Spielerei, die allerdings mit dem Nimbus der Vision umgeben war, Aufsehen gemacht hat: wir kennen diese unsere älteste Geheimsprache aus vier Handschriften des 15. Jahrhunderts.

Im schroffen Gegensatz zur Sprache der heiligen Hildegard ist das doch wohl gleichaltrige Rotwelsch keine literarische Spielerei zu harmloser Unterhaltung, sondern der bitterste Ernst, eine große Gefahr des öffentlichen Lebens. Es ist eine gesprochene Sprache, sie pflanzt sich von Mund zu Mund, von Geschlecht zu Geschlecht fort. Pergament und Papier haben an ihrer lebendigen Verbreitung keinen Anteil; in der älteren Zeit wird das Rotwelsch die Geheimsprache von Leuten gewesen sein, die des Lesens und Schreibens unkundig waren. Literarische Vorbilder können an seiner Entstehung nicht mitgewirkt haben: mit jenen klösterlichen Scherzen hat das Rotwelsch, soviel wir wissen, nicht das geringste zu tun. Woher aber stammt es dann? Und wie ist überhaupt eine lebendige Geheimsprache möglich?

Zunächst haben wir festzustellen, daß sowohl Judendeutsch wie auch Zigeunerisch durchaus vom Rotwelsch verschieden sind. Zwar tritt in Prozessen des 18. und 19. Jahrhunderts das Judendeutsch zuweilen als Gaunersprache auf. Aber das eigentliche Rotwelsch enthält immer nur einzelne judendeutsche Bestandteile — die meisten im 18. und 19. Jahrhundert. Und das Zigeunerische erhält einen stärkeren Anteil am Rotwelsch erst im 18. Jahrhundert; die älteren gaunersprachlichen Quellen weisen durchaus keine zigeunerischen Bestandteile auf. Die Zigeuner treten in Deutschland erst seit 1417 auf — aber unser Rotwelsch ist älteres, einheimisches Wachstum, ist eine deutsche Sprechart.

Es wurzelt zum größten Teil wirklich in unserer Volkssprache — aber nicht in der Volkssprache einer einzelnen Landschaft, sondern die niedrigen Sprecharten der verschiedensten

Landschaften liefern dazu die Bausteine. Bettler und Verbrecher können nicht immer an der Scholle haften; flüchtig meiden sie oft die Heimat, und unstät hausen sie auf fremden Gebieten. Durch zahllose Steckbriefe kennen wir aus dem 18. Jahrhundert Räuberbanden und Bettlerverbände, und immer fällt auf, welch zusammengewürfelte Gesellschaften es sind: nieder- und oberdeutsche, östliche und westliche Mitglieder finden sich von selbst zu gefährlicher Gemeinschaft zusammen. Und entsprechende Sprachmischung läuft nebenher. So ist das alte niederdeutsche Seemannswort Buxe der oberdeutschen Volkssprache ganz fremd, aber in oberdeutschen Gaunerbanden war es seit dem 17. Jahrhundert geläufig. Für „schlafen" kennen einige schweizerische Mundarten ein mit schlummern verwandtes schlunen; es ist der Volkssprache sonst überall fremd, aber im Rotwelsch hat es eine große Verbreitung. Das Zeitwort schlummern selbst ist niederdeutsch, dem Oberdeutschen völlig fremd; aber rotwelsche Quellen aus Oberdeutschland verzeichnen es als Gaunerwort. Das hochdeutsche greifen erscheint gelegentlich in oberdeutschen Gaunerquellen unter der niederdeutschen Lautform greipen.

So liefern unsere Mundarten mit ihrem Reichtum an gleichwertigem Sprachgut ganz bequem einige Züge für eine Geheimsprache. In der Tat, wer die landschaftlichen Verschiedenheiten im Wortschatz erschöpfend ausnutzen wollte, könnte eine Art Geheimsprache zuwege bringen — so groß sind die Unterschiede. Aber die Gaunersprache ist von ihrer folgerichtigen Ausnutzung weit entfernt.

Zuweilen haben sich allerdings die beteiligten Kreise in bewußter Arbeit um den Ausbau ihrer Geheimsprache bemüht. Denn das vermeintliche Geheimnis war meist schon in den Händen der Polizei. Da hören wir um 1750 in einem Prozeß gegen eine Räuberbande, die sich aus Hessen und Thüringern zusammensetzte, daß die Räuber bei ihren Zusammenkünften ihre Spitzbubensprache lernten, veränderten und verbesserten; sie hätten es dahin zu bringen getrachtet, daß kein deutschlautendes Wort mehr unter ihrer Sprache sein möchte, sie hätten es aber dahin nicht bringen können. Überall ist tatsächlich das Rotwelsch eine deutsche Sprechart. Und die niedere Volkssprache hat ihr nicht bloß eine Reihe mundartlicher Worte geliefert, die eine begrenzte Verbreitung hatten. Als Geheimsprache, die ihre Spitze gegen alle bürgerlichen Berufe richtet, bedarf sie der umschreiben-

den Benennungen für alle Stände. Und da hat der Vorrat an alten Schimpf- und Spottnamen dem Rotwelsch Züge für geheimsprachliche Zwecke geliefert. Die Zahl der Necknamen z. B. für verschiedene Handwerker ist bei uns endlos: Rußwurm der Schmied, Krummholz der Wagner, Pechhengst der Schuster, Pinkepank der Schmied.

Solche Spottbenennungen reichen ins Mittelalter zurück. Im 15. bis 16. Jahrhundert werden die Kaufherren als Pfeffersäcke, die oberösterreichischen Bauern im 12. bis 13. Jahrhundert als Gauhühner gehöhnt. Aus dem Kreise solcher Spottnamen stammt die Bezeichnung des Roßtäuschers als Roßkamm. Andere gewinnen im Rotwelsch eine dauernde Bedeutung und Verbreitung. Um 1510 heißt der Büttel im Rotwelsch Iltis; später treffen wir Laubfrosch für den Jäger.

Bekanntlich hat die sogenannte Kundensprache des 19. Jahrhunderts — also bei unseren Handwerksburschen — zahllose derartige Benennungen: Flammer der Schmied, Schmalfuß die Katze, Fledermaus der Steckbrief, Stichler der Schneider, Streifling der Strumpf, Schwarzkünstler der Schornsteinfeger, Sänftling das Bett, Windfang der Mantel — übrigens zumeist Worte, die uns in den Quellen der Gaunersprache endlos oft begegnen.

Aber unsere Volkssprache verfügt über manche ähnliche Umschreibungen. Am Oberrhein heißt der Hahn scherzweise Mistkratzer, die Katze in Niederdeutschland vielfach Dachhase, volkstümlich ist Grauschimmel oder Langohr für Esel.

So kann das Herz in schweizerischen Mundarten als Brustkasten bezeichnet werden. Und wir werden daran erinnert, daß diese Umschreibung in der angelsächsischen Dichtung sehr gewöhnlich ist. Die ganze altgermanische Dichtung schwelgte in solch verhüllenden Benennungen, und noch die altehrwürdige Heliandddichtung des 9. Jahrhunderts ist voll davon. Aber die skandinavische Skaldendichtung macht von diesen Bestrebungen so übermäßig Gebrauch, daß ihre Sprache nahezu als literarische Geheimsprache gelten kann. Und von solchen Umschreibungen strotzt das Rotwelsch. Wenn die Würste in der Skaldendichtung als Kesselschlangen und im Rotwelsch als Regenwürmer benannt werden, so tritt die innere Verwandtschaft beider Benennungen deutlich zu Tage. Solche Benennungen sind kleine Rätsel, und sie sind der Ausfluß der Rätsellust der alten Ger-

manen. Und oft kleidet sich das Volksrätsel in solche Geheimsprache ein: Zweibein saß auf Dreibein, da kam Vierbein usw. (Simrock, Kinderbuch S. 294). Ein Wort wie Dreibein für den Schemel ist zwar verhüllend; aber warum sollte es nicht so gut wie τρίπους eine volksübliche Benennung sein können? Die Gaunersprache knüpft in der Verwendung solcher Umschreibungen an die Volkssprache an, wenn sie den Esel Langohr und die Katze Dachhase nennt, aber sie steigert dies Bestreben so sehr, daß darauf das Wesen des Rotwelsch beruht. Schon die rotwelschen Quellen des 15. und 16. Jahrhunderts haben eine Fülle solcher Umschreibungen, die gewiß teilweise ins 11. Jahrhundert zurückreichen werden: Schwärze die Nacht, Schreiling das Kind, Windfang der Mantel, Hanfstaude das Hemd, Wetterhahn der Hut, Hornbock die Kuh, Flughart der Vogel, Flößling der Fisch, Funkert das Feuer, Rauschert das Stroh, Rolle die Mühle.

Oft zeigt sich volkssprachlicher Witz, Übermut und Laune in diesen Umschreibungen: das Paternoster heißt 1510 Himmelsteig, im 14. Jahrhundert heißen die Falschmünzer Domherren, später der Gelehrte Grillenhans, das Pulver Pfeffer, der Staupbesen Speck und Blaukohl, der Galgen Feldglocke.

Aber der Charakter einer Geheimsprache ist in solchen Umschreibungen nicht erschöpft. Eine Sprechweise, die nur aus Umschreibungen bestünde, würde den Inhalt von geheimen Mitteilungen noch durchschimmern lassen, wenn nicht noch wirklich eine Reihe fremdsprachlicher Worte hinzuträte. Am stärksten ist die Mischung mit judendeutschem Sprachgut, das schon in den rotwelschen Quellen des 15. und 16. Jahrhunderts so hervortritt, daß bei einem alten Chronisten das Rotwelsch als keimisch, d. h. jüdisch bezeichnet werden konnte. Ohne judendeutsche Bestandteile tritt das eigentliche Rotwelsch nirgends auf; immer und immer wieder begegnen wir seit dem 15. Jahrhundert hebräischen Worten wie acheln essen, lechem Brot, jochem Wein, gallach der Geistliche, mackum die Stadt, gefahr das Dorf.

Im 18. Jahrhundert, der Zeit der großen Räuberbanden, ist die Mischung des Rotwelsch mit hebräischen Bestandteilen am stärksten. Aber in den Quellen kurz vor und kurz nach 1500 treten sie doch beträchtlich hinter den gut deutschen Umschreibungen zurück. Und während im neueren Rotwelsch fast all-

gemein die judendeutschen Zahlworte vorherrschen, haben die älteren rotwelschen Zahlen nichts mit dem Hebräischen zu tun: swis 2, trums 3, quadors 4, sinx 5, swistrums 6. In dieser kleinen Reihe, die sich gegen hebräische Deutungen sträubt, ist ein lateinisch-romanischer Anklang nicht zu verkennen. Auch sonst tritt uns im Rotwelsch gebrochenes Latein entgegen: „drei" heißt oft auch tribis, „nein" nobis; für Vater und Mutter gilt am Ende des 18. Jahrhunderts patris und matris. Verbreitet ist grandig für „groß" und caball für „Pferd". Der Bettlerstab heißt mit bequemer lateinischer Endung stabulum oder stabul. Im 16. Jahrhundert heißt das Bett in halblateinischer Studentensprache vielhalmus, und es taucht in der Mitte des 18. Jahrhunderts plötzlich in der Gaunersprache auf. Wenn uns Worte wie nobis „nein" oder tribis „drei" mit ihrem gebrochenen Latein an die Scherzsprache mittelalterlicher Klosterschulen erinnern, in deren Bereich uns die Geheimsprache der heiligen Hildegard versetzt hat, so deuten andere lateinische Floskeln auf andere Einflüsse. Verlaufene Kleriker, die sich dem fahrenden Volk anschlossen, und verkommene Studenten werden die lateinischen Bestandteile ins Rotwelsch geliefert haben. Und unter den großen Räuberbanden und Bettlerverbänden des 18. Jahrhunderts fehlt es nie an gescheiterten Studenten und Geistlichen. Zu den lateinischen Brocken gesellen sich im Rotwelsch auch französische Worte: barlen sprechen, teet der Kopf, feneter das Fenster.

Ich kann bei anderen fremdsprachlichen Bestandteilen des Rotwelsch nicht verweilen und will nur noch das zigeunerische Sprachgut der Gaunersprache erwähnen. Erst im 18. Jahrhundert stellen sich im Rotwelsch zigeunerische Lehnworte ein. Der berühmte Wiener Slavist Miklosich hat mit erstaunlicher Gelehrsamkeit das Zigeunerische in seinem Zusammenhange mit der Gaunersprache erschöpfend behandelt: balo das Schwein, grai das Pferd, charo der Degen, maro das Brot usw. Solche Proben genügen, um den Unterschied des Zigeunerischen vom eigentlichen Rotwelsch zu kennzeichnen, aber das Rotwelsch hat sie in sich aufgenommen.

Das Rotwelsch ist eine Sprechart, die eine endlose Fülle von Fragen an den Sprachforscher stellt. Man sollte an der Lebensfähigkeit einer solchen Geheimsprache zweifeln und ist überrascht, daß sie seit dem 13. Jahrhundert fortlaufend bezeugt ist und wahrscheinlich noch weiter zurückreicht. Jedenfalls ist

der Grundstock des Rotwelsch, wie wir ihn in wertvollen Quellen des 15. bis 16. Jahrhunderts kennen lernen, bis in die neueste Zeit sich ziemlich gleich geblieben. Ununterbrochen hat es sich von Geschlecht zu Geschlecht weiter vererbt. Wir müssen dabei natürlich fremdsprachliche Bestandteile, wie besonders das judendeutsche Lehngut völlig ausschalten; Worte wie acheln essen, lechem Brot, jochem Wein konnten immer von neuem wieder entlehnt werden. Aber auch die umhüllenden Wortgebilde, die willkürlichen Umschreibungen haften seit dem 15. Jahrhundert fest. So kann es nur auf erbhafter Überlieferung und nicht auf Zufall beruhen, wenn Worte wie Windfang für Mantel, Hanfstaude für Hemd, Himmelsteig für Paternoster mehr als vier Jahrhunderte hindurch in dem rotwelschen Sprachschatz leben. Auch jene entstellten lateinischen Worte wie nobis für nein, tribis für drei lassen sich durch Jahrhunderte verfolgen. Und auch räumlich hat das Rotwelsch einen weiten Bereich. Reiche Quellen fließen für die Schweiz und den Oberrhein, für Schwaben, für Thüringen und Schlesien, auch für das nördliche Niederdeutschland. Aber zahlreiche Worte der Gaunersprache gelten für den Norden wie für den Süden, für Schlesien und für Schwaben, für Basel und für Kiel. Ja der rotwelsche Wortschatz Deutschlands zeigt ganz überraschende Übereinstimmung mit Sprachgut, das wir in verwandten Geheimsprachen von Flandern und von Schweden finden.

Unser Rotwelsch ragt in seinen verschiedenen Abzweigungen — als Bettlersprache, als Soldaten- oder Feldsprache, als Handwerksburschen- oder Kundensprache und als Verbrechersprache — zuweilen in die Literatur. Eine der ältesten und reichsten Quellen — zugleich eine kulturgeschichtliche Quelle ersten Ranges — ist der berühmte Liber Vagatorum, der durch das 16. Jahrhundert in zahlreichen Ausgaben verbreitet war; kein geringerer als Martin Luther hat mehrere Auflagen besorgt. Ferner wird von älteren Schauspielen des 16. und 17. Jahrhunderts gelegentlich Rotwelsch eingeflochten. Aber von unserer klassischen Bühne ist es ausgeschlossen geblieben. So hatte auch Shakespeare seine Räuber und Mörder nie zusammenhängend in der englischen Gaunersprache reden lassen. Zahlreiche Einzelheiten zeigen zwar, daß der große Dichter auch ausreichende Kunde von der Gaunersprache seines Landes hatte, aber er hat die Geheimsprache der englischen Vagabunden nicht in der Ausdehnung wie seine Zeit-

genossen Ben Jonson und John Fletcher auf die Bühne gebracht. Wie Shakespeare verschmähte auch unser Schiller das plumpe und rohe Mittel, den verbrecherischen Gestalten seiner Räuber größere Naturwahrheit zu verleihen, obwohl ihm als Schwaben die Diebessprache leicht zugänglich war — denn Schwaben war durch das ganze 18. Jahrhundert voll von Räuberbanden und voll von Rotwelsch, das auch heute noch dort üppig weiter wuchert. Erst im modernen Kriminalroman und im Realismus der jüngsten Geschlechter wagt sich die Verbrechersprache aus dem Gerichtssaal und aus polizeilichen Fachwerken wieder vor die erstaunten Blicke der Zeitgenossen.

Die Augen der Sprachforscher ruhen seit lange auf der merkwürdigen Erscheinung. Aber es ist bisher allgemein entgangen, daß auch heute noch das Rotwelsch eine lebende Sprache ist, und daß unser deutsches Land mehrere halbrotwelsche Geheimsprachen aufweist. Als letzte Ausläufer des mittelalterlichen Rotwelsch haben neben der Kundensprache der Handwerksburschen mehrere Händler- und Hausiererſprachen zu gelten. Wer darauf achtet, kann auf den Jahrmärkten und Messen wohl hören, wie Händler einander seltsame Worte zurufen, die nur der Eingeweihte versteht. Über eine solche Händlersprache verfügen mehrere nahe beieinander gelegene Ortschaften im Hohenzollernschen, unweit Hechingen. Diese Geheimsprache heißt pleißlen oder pleißnen und teilt einige wenige Bestandteile mit dem alten Rotwelsch. Da heißt das Kind mehlhase, das Mehl staub, der Schuh trittling, schön gwant, das Geld moos, der Schuster picher, das Getränk plempel, das Wasser gansplempel.

Hausierer des westfälischen Sauerlandes, die durch ganz Norddeutschland ziehen, sprechen als Geheimsprache ein mit rotwelschen Bestandteilen durchsetztes Judendeutsch. Wer die Leute daheim aufsucht, den packt die Verwunderung, wie es möglich ist, daß völlig christliche Dörfer, in denen kaum eine jüdische Familie seßhaft ist, über Judendeutsch wie über eine zweite Muttersprache verfügen. Diese Geheimsprache der sauerländischen Hausierer heißt schlaußmen. Auch in der bayerischen Pfalz gibt es Dörfer, in denen Hausierhändler ihren Sitz haben, die, obwohl christlich, auch das Judendeutsch als Geschäftssprache beherrschen und verwenden.

Am überraschendsten sind zwei Geheimsprachen, die unweit der holländischen Grenze leben — die eine in der Rheinprovinz,

die andere im nördlichen Westfalen. Im Kreise Ibbenbüren liegen mehrere wohlhabende Orte, deren Einwohner zumeist durch Norddeutschland und in Holland große Geschäfte haben. Frömmigkeit und Behaglichkeit, Wohlstand und Bildung herrschen in den Orten, und es ist eine Freude, diese großen Kaufherren in ihrer Häuslichkeit zu sehen. Weltmännische Sicherheit und ernste Ziele treten uns da entgegen. Aber ihre Sprache ist eine rotwelsche Hausiererspräche, wie sie überraschender nicht gedacht werden kann. Sie ist reichhaltiger als das nur beschränkte Pleißlen der Hohenzollernschen Hausierer und seltsamer als das stark jüdelnde Schlaußmen der Sauerländer. Die Geheimsprache der nordwestfälischen Kaufherren heißt die Tjöttensprache, auch Bargunsch oder Humpesch. Aber sie hat ihre Blütezeit schon hinter sich, sie ist im Aussterben. Sie enthält Bestandteile von vierhundertjährigem Alter: sankse die Kirche, büchte das Geld, quant schön, grennig viel, lurs der Käse, moll tot, nobis nein oder nicht, hutse oder hutsche der Bauer sind Ausdrücke dieser Händlersprache, die wir um 1510 und 1720 in rotwelschen Wortlisten antreffen.

Eine andere Händlersprache oder, wie man es dort nennt, ein Krämerlatein, lebt in der Rheinprovinz unweit der holländischen Grenze, in Breyell. Es gibt zwei kleine Lehrbücher dieses Krämerlateins, aber die Sprachforschung ist daran bisher vorübergegangen. Der henese Flick d. h. die schöne Sprache — so nennt sich dieses Krämerlatein — teilt nur wenige Worte mit der nordwestfälischen Tjöttensprache, mehr aber mit dem ältesten Rotwelsch. Seltsame Wortgebilde wie troms drei, nobes nein, sankes Kirche, moll tot, troppert Pferd, lurmon Käse, gronz das Kind, fläbb die Spielkarte usw. gelten in diesem Krämerlatein wie in dem alten Liber Vagatorum. Noch eines besonderen Umstandes muß ich hier gedenken. Das Krämerlatein verfügt über eigene Fürwörter für „ich" und „du": „ich" heißt minotes, „du" zinotes. Diese Tatsache ist an sich schon sehr auffällig; denn im allgemeinen tasten die Geheimsprachen die Formworte nicht an. Um so überraschender aber ist es, daß die niederdeutsche Ausgabe des Liber Vagatorum für „ich" ein minotes kennt. Und wie in Breyell, begegnet ein minotes für „ich" auch in schwedischen Hausierersprächen. Ein neuer Beweis, wie Zeit und Raum unseren Geheimsprachen keine Grenzen setzen. Und zugleich ein Beweis, daß das Breyeller

Krämerlatein mindestens so alt ist wie der Liber Vagatorum. Sein allernächster Verwandter ist das belgische Bargunsch, das im westlichen Flandern heimisch ist. So berühren sich Flandern und Holland und Schweden mit Deutschland in ihren Geheimsprachen, die vielfach nichts als Krämer- und Hausiererssprachen sind. Ich darf nebenher erwähnen, daß das bisher unerklärte neuschwedische flicka Mädchen auffällig mit einem älteren rotwelschen flick Knabe im Liber Vagatorum übereinstimmt. Die Geheimsprachen an der holländischen Grenze deuten auf Beziehung zum Schmugglertum; denn Breyell und wohl auch Mettingen bei Ibbenbüren waren früher vielfach im Dienst von Schmugglern.

Das führt uns zurück zur Frage nach dem Ursprung des Rotwelsch. Das alte Rotwelsch war nicht einseitig Verbrechersprache, es tritt uns im Liber Vagatorum durchaus als Bettlersprache entgegen: das Wort Rotwelsch bedeutet auch Bettlersprache. Aber diese Quelle, die eigentlich nur vor den gewohnheitsmäßigen Betrügereien der Bettler warnt, schließt in ihre Warnungen auch die Hausierer ein: „Hüt dich vor den Kremern, die dich zu Haus suchen, denn du kaufst nüts guts". Das alte Rotwelsch war also Bettler- und Krämersprache zugleich, erst in zweiter Linie Verbrechersprache. Wir haben früher die alten rotwelschen Zahlworte swis 2, trums 3, quadors 4, sinx 5, swistrums 6 kennen gelernt. Liegt in diesen Zahlworten, die offenbar kaum einer Verbrechersprache entstammen, nicht vielmehr ein Fingerzeig, daß in der alten Bettlersprache auch Krämer- und Hausiererssprache steckt? Dann wird uns zugleich der uralte Anteil des Hebräischen an unserem Rotwelsch weniger auffällig. Jüdische Räuberbanden treten erst im 18. Jahrhundert auf, aber schon das Rotwelsch des 15. Jahrhunderts besitzt jüdische Worte. Man möchte nunmehr versucht sein zu glauben, daß das Verbrechertum, das immer nur eine Verirrung, eine Ausnahmeerscheinung ist, an der Entstehung der Geheimsprache überhaupt keinen Anteil habe; zur Ehre der Menschheit möchte man wünschen, daß sich eine eigentliche Verbrechersprache ebensowenig bilden wie fortpflanzen und vererben könne. Aber die Geschichte des Rotwelsch widersetzt sich diesem frommen Wunsch. An der Spitze unserer rotwelschen Quellen steht eine alte Breslauer Aufzeichnung aus der Zeit um 1350: da werden die Verbrecher mit ihren rotwelschen Namen gebrandmarkt: Stromer

Kehlabschneider, Kavallsprenger Pferdediebe, Nusser Taschendiebe, Vatzenheuer Beutelschneider, Domherren Falschmünzer, Schwimmer Einbrecher usw. Der Anteil des gewohnheitsmäßigen Verbrechertums an dem Rotwelsch und an unserer Gaunersprache ist also nicht aus der Welt zu schaffen.

Aber nur die allseitige Ausbildung dieser Geheimsprache gehört den gefährlichen Klassen an: ihre Wurzeln liegen tiefer. Sprachliche Spielereien gehören oft zum Scherz der Unterhaltung. Landläufige Witze wie „Engel mit einem B" davor sind uralt; im 16. Jahrhundert sagte man allgemein für lügen: „fliegen ohne F". Die Wortverdrehung von Unterschied zu schiedunter ist schon im 18. Jahrhundert in niederdeutschen Mundarten verbreitet, ehe noch ein einziger studentischer Beleg dafür auftritt. Der menschliche Spieltrieb wendet sich gern der Sprache zu und schafft eine Fülle verdunkelnder Scherzsprachen. Wir hören von einer solchen Scherzsprache im elterlichen Hause Goethes. Er berichtet in Dichtung und Wahrheit, wie er mit seiner Schwester sie übte: „Es entspann sich bald unter uns eine Kotteriesprache, wodurch wir vor allen Menschen reden konnten, ohne daß sie uns verstanden, und Kornelia bediente sich dieses Rotwelsches öfters mit vieler Keckheit in Gegenwart der Eltern." Leider hat uns der Dichter keine Probe dieser sprachlichen Spielerei gegeben. Von einer solchen Scherzsprache hören wir auch im Kreise des alemannischen Dichters Hebel. Der Dichter und seine eingeweihten Freunde nannten ihre Geheimsprache Belchismus nach dem Schwarzwaldberge, den sie besonders verehrten: da bedeutete metzgen reisen, öchslein jeder Gegenstand des Wunsches, steissibrucher Begleiter, zarpler und zolpozer Schwerter und Kanonen, erluschoren erlauschen, chatz der Geistliche (Längin, Hebel S. 49 und Herm. Albrecht, Der Präceptoratsvikari S. 162).

Solche Geheimsprachen, die dem mündlichen wie dem schriftlichen Verkehr kleiner Gesellschaften dienen, werden wohl noch mehrere auftauchen, wenn man diese Spielereien erst näherer Aufmerksamkeit würdigt. Am verbreitetsten sind die kindlichen Geheimsprachen, die dem ersten Schulunterricht entstammen. In der Freude am Buchstabieren und Syllabieren wurzelt die so verbreitete bi-Sprache, die sich durch ganz Deutschland erstreckt. Sie ist von höherer Altertümlichkeit, als man glauben möchte. Ein berühmter Arzt, der lange am brandenburgischen Hofe Leib-

arzt war, Thurneyser von Thurn mit Namen, bezeugt uns für die Mitte des 16. Jahrhunderts diese bi-Sprache für die Baseler Schuljugend, und seit der Zeit taucht sie in jedem Jahrhundert auf. So haben wir aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts in dieser Kindersprache Briefe einer deutschen Fürstentochter, der im Jahre 1735 verstorbenen Königin Polyxene von Sardinien, einer Prinzessin aus dem Hause Hessen-Rheinfels, die sich aus der Fremde im Scherz und zu vertraulicher Mitteilung in ihren Briefen an Angehörige öfters der traulichen bi-Sprache bedient hat (Württembergisch Franken VIII 21). Aus der Kinderstube und der Schulstube ragt diese gewiß in den mittelalterlichen Klosterschulen heimische Spielerei oft in das Leben. Und aus der harmlosen Spielerei entwickelt sich auch Gaunersprache. In der Tat tritt in einigen wenigen Zeugnissen die bi-Sprache auch als Diebessprache auf. Aber auch sonst gelten in der Gaunersprache Buchstabenspielereien und Silbenstechereien, die aus harmlosen Schülerscherzen stammen.

Wir kennen diese Spielereien der Schuljugend aus Quellen vom Ende des 16. und dem Anfang des 17. Jahrhunderts sehr reichlich und lernen darin die harmlose, rein menschliche Freude an sprachlichen Scherzen kennen. Der oben genannte Thurneyser bezeugt uns noch zwei solcher Sprechweisen. „Man sagt, du seist ein Lügner", heißt in der einen: san magt, su deist lein nugner. In der anderen „du willst mit mir gen Straßburg": utwen iltwen itmen irmen engen Asburgstren. Eine Fülle solcher Geheimsprachen lernen wir im Anfang des 17. Jahrhunderts kennen, ich will sie nicht weiter anführen. Aber alle diese Sprachscherze leben noch heute in unserer Jugend. Es ist überraschend, wie erblich sie sich durch die Jahrhunderte gehalten haben. Aber sie mehren sich, wie z. B. die studentische eo-Sprache (Schmeo für Schmidt, schleo für schlecht) erst im 19. Jahrhundert auftritt. Wer anfinge zu sammeln, würde staunen, wie tief diese kindlichen Dunkelsprachen haften. Aber wir nehmen sie selbst mit ins Leben, wir selber helfen, sie unseren Kindern zu vererben. Auf dem Lande dienen sie oft als Geheimsprachen, man kann auch Erwachsene aus dem Kreise ländlicher Handwerker mit staunenswerter Fertigkeit in solchen zungenbrecherischen Sprachübungen beobachten. Vielfach sind sie auch zu Berufssprachen geworden. So bedienen sich die böhmischen Harfenmädchen, die durch Deutschland ziehen, einer solchen

Scherzsprache, die wohl eigentlich aus der Schulstube stammt, aber durch mindestens drei Jahrhunderte lebendig ist. Eine neuere Scherzsprache verwendet der mecklenburgische Dichter John Brinckman in seiner plattdeutschen Erzählung „Kasper-Ohm un ik", wo sich Erwachsene den Witz erlauben, diese Kindersprache für türkisch auszugeben.

Die Gaunersprache, unser altes Rotwelsch, hat aus diesen alten Geheimsprachen der Kinderschule manches verwertet und sich dienstbar gemacht. Für lutherisch gilt im 18. Jahrhundert gaunerisches thulerisch; für Brücke oft ückbre, für Feld elfeld, für Buckel uckelbe, für Kappe appeke. Wir hören deutlich den Gleichklang der Worte, aber die Verstümmelungen können wir nur durch eine Kenntnis der Schülersprachen auf eine klare Formel bringen.

Der Ursprung der sogenannten Gaunersprache verliert somit für uns immer mehr den gefährlichen Grundton. Was wir heute Gaunersprache nennen, ist ein buntes Gemisch aus volkstümlichen Scherzworten, kindlichen Spielereien und mundartlichem Sprachgut, vermehrt um judendeutsche Zutaten. Die Bestandteile sind harmlos und unschuldig. Aber die Mischung und Zusammensetzung dient gefährlichen Zwecken und gefährlichen Klassen, und oft haben die beteiligten Kreise mit bewußter Absichtlichkeit am Ausbau ihrer gefährlichen Geheimsprache gearbeitet. Doch vielleicht ist nicht einmal die Mischung und Zusammensetzung des Rotwelsch an und für sich bedenklich und gefährlich. Neuerdings tritt eine Schülersprache in den Gesichtskreis der Sprachforscher, die wirklich mit der sogenannten Gaunersprache die allernächste Verwandtschaft und Gemeinschaft hat. Ein Teil der Berner Schuljugend spricht nämlich eine Geheimsprache, die Mattenenglisch heißt, und dieses Mattenenglisch Berns ist zum großen Teil wirkliches Rotwelsch. Es ist die einzige mir bekannt gewordene Schülersprache, die eine so schlimme Verwandtschaft hat. Aber die sogenannte Gaunersprache tritt uns auch sonst in harmloser Umgebung gegenüber. Ich kenne im deutschen Südwesten eine ganze Reihe von Orten, in denen ihre Kenntnis ganz allgemein oder doch sehr verbreitet ist. Vielleicht würde allerdings die ältere Geschichte solcher Orte düstere Schatten zeigen; vielfach mögen es Schlupfwinkel des fahrenden Volks und Gaunerherbergen gewesen sein. Aber ich neige doch sehr zu dem Glauben, daß vielfach nur die Freude

an volkstümlichen Sprachscherzen und sprachlichen Kindereien harmlose und unschuldige Geheimsprachen hervorgebracht hat, die aber durch Mißbrauch und in bedenklichen Kreisen den ihr gewiß zumeist anhaftenden Ernst bekommen haben. Wie voll sind unsere Mundarten und ihre Wörterbücher von rotwelschen Worten! Jedes größere mundartliche Wörterverzeichnis bietet Gaunerworte als volksüblich. Ich will nur ein Beispiel statt vieler anführen. Albrechts Wörterbuch der Leipziger Mundart bucht stift Sohn, krone Frau, mies schlimm, kluft Kleid, bôscher Groschen, schmusen sprechen. Manche dieser Worte sind auch in den niederen Sprecharten der Stadt Halle bezeugt.

An und für sich stünde also der Annahme von Entlehnung aus den Geheimsprachen der Gauner kein anderes Bedenken entgegen, als daß wir dann glauben müßten, unsere ganze Volkssprache und unser ganzes Volkstum sei durchseucht von den gefährlichen Klassen und ihrer Sprache. Aber unsere sprachlichen Betrachtungen zwingen uns doch nicht zu einem so trostlosen Schluß. Im Gegenteil, wenn wir das, was wir Rotwelsch oder Gaunersprache nennen, in seiner räumlichen und zeitlichen Verbreitung zergliedern und untersuchen, so überwiegen die harmlosen Züge einer üppigen Volkssprache, und unsere Volkssprache hat diese einzelnen Züge nicht bloß an die gefährlichen Klassen vermacht, sondern auch selbst daran festgehalten.

VII.

Studentensprache.[1])

Alles sprachliche Leben vollzieht sich fern von den Blicken der beobachtenden Kritik. Jede Neuerung tritt in den Gesichtskreis des Sprachforschers erst als vollzogene Tatsache. Unsere Worte entstehen wie die Volkslieder. Wir wissen nicht, von wannen sie kommen. Sie haben ein langes Vorleben, ehe die Literatur sich ihrer bemächtigt und sie der zuständigen Kritik ausliefert. Nur eine verschwindend kleine Wörterzahl können wir auf einen Urheber, auf ein festes Datum zurückführen. Die große Masse unseres Wortschatzes ist ohne Ahnen. Finsternis umgibt ihre Anfänge, ehe der scharfe Blick eines Lessing oder die volkstümliche Kraft eines Luther sie aus dem Dunkel hervorzieht und als würdige Glieder in die hohen Kreise der Literatur einführt. Und wenn unsere landläufige Weisheit jene deutschesten unter unseren Dichtern und Denkern, wie Luther und Bismarck, Goethe und Schiller als Schöpfer unserer Sprache bezeichnen kann und darf, so kann und darf auch an das Wort eines hervorragenden Amerikaners erinnert werden, daß die größten Genies — formell wie materiell — auch die größten Schulden und Anleihen machen. Und ein Schuldbuch, das von ihren Anleihen weiß, ist die Volkssprache, die Volksmundart.

Alle Berufszweige, alle Stände schaffen Wortmaterial, das der Literatur zu dienen berufen ist. Aber undankbar genug, entkleidet die Literatur häufig den Neuling jener Naturfarbe, die ihm eigentlich anhaftete. Aus dem Emporkömmling wird ein unentbehrliches Mitglied der höchsten Gesellschaft. Jetzt dient das Wort Zweck den ernsten Aufgaben der Philosophie, und doch hat es ursprünglich nur den Armbrustschützen ange-

[1]) Vgl. die eingehende Behandlung desselben Gegenstandes in meiner Schrift „Deutsche Studentensprache", Straßburg 1897.

hört. Ausbeute und Fundgrube entſtammen wie ſchon erwähnt dem Bergmannsleben, aus dem heraus ein Bergmannsſohn — Luther — ſie literaturfähig gemacht zu haben ſcheint. So iſt jede Schicht des Volkes zum Ausbau ſeiner Gemeinſprache mit reichem Material dienſtbereit und dienſtbar.

Dies gilt in beſonders hohem Maße auch von der Sprache der ſtudierenden Jugend, die allerdings lange von wiſſenſchaftlicher Betrachtungsweiſe faſt ganz ausgeſchloſſen geweſen. Wenn ich es hier unternehme, ihr Weſen und ihre Entwicklung in den Grundzügen darzuſtellen, ſo verſuche ich dies zugleich mit der einen Nebenabſicht, den Anteil dieſer Sprechart an unſerer Gemeinſprache oder Literatурſprache zu verfolgen. Und das liegt mir als altem Jenenſer um ſo mehr am Herzen, als gerade die ältere Burſchenſprache Jenas vor der Sprache anderer Hochſchulen das glückliche Loos gefunden, burſchikoſe Worte in unſer Schriftdeutſch zu liefern. Ich erinnere an bekannte Dinge, wenn ich Jenas Anteil an Worten wie Bruder Studio, das an den Gründer der Univerſität anknüpft, wie Salbader und Philiſter berühre. Die Zahl dieſer Jenaiſchen Burſchenworte, denen ein glückliches Schickſal die Literatur erſchloſſen, wird übrigens die folgende Betrachtung vermehren.

Wie Jena zu einer ſolchen ſprachlichen Bedeutung gelangt iſt, wird demjenigen nicht unklar ſein, der da weiß, in welcher Blüte und in welchem Anſehen das Studentenleben dieſer Stadt im 17. Jahrhundert bis hinaus über die Mitte des vorigen Jahrhunderts geſtanden. Inmitten jener rauf- und zechluſtigen Generationen herrſchte hier eine ausgebildete Kaſtenſprache. Wir erfahren das in einer Satire — „Studentenmoral“ betitelt — die im Jahre 1734 das Studententum der Univerſität zu reformieren unternahm. Wir erfahren es auch von einem wohlorientierten burſchikoſen Schriftſteller, der für das Studentenleben zur Zeit des jungen Goethe als erſte Quelle zu gelten hat, aus den Romanen und der Autobiographie Laukhards, der aus der Fülle der damaligen Studentenſprache ſchöpft und ihren Reichtum zur Schau trägt. In den „Briefen über Jena“ 1793 S. 86 leſen wir, daß die Sprache der Jenaiſchen Studenten vor 20 Jahren ein „Gemiſch von Kunſtworten“ war. Und aus dem Munde eines Muſenſohnes, der — wie Zachariäs Renommiſt — von Jena nach Leipzig überſiedelte, hören wir 1757 in der Göttinger Wochenſchrift „Niemand“ S. 82 den Unterſchied der beiden

Hochschulen: „Ich konnte mich (in Leipzig) nicht in die Leipzigsche sogenannte artige Lebensart schicken, ich hatte eine ganz andere Sprache, und man verstund mich entweder nicht oder man entsetzte sich, wenn ich die mir natürlich gewordene Burschensprache und die derselben eigentümlichen Kunstwörter brauchte." Auf diese Kastensprache zielt auch Zachariäs Renommist Vers 15:

„Laß in dein Heiligtum die scheue Muse sehen
Und laß sie den Gebrauch der Jenschen Welt verstehen.
Daß sie die Sprache faßt, die der Student nur spricht,
Und nie entweihet ward vom komischen Gedicht." —

Die Quellen, aus denen wir unsere Kenntnisse über die allgemeine Studentensprache vergangener Zeiten schöpfen, sind bis zum Ende des 18. Jahrhunderts äußerst dürftig. Kein Wörterbuch bietet die Materialien. Und was wir sonst ermitteln können, besteht nur in Einzelheiten, die Schriftsteller gelegentlich anbringen, sei es, um Studenten mit ihrer Sprache zu charakterisieren, wie etwa im Drama, sei es bei sonstigen Anlässen. Eigentliche Studentenliteratur, aus studentischen Kreisen und zunächst auch für studentische Kreise veröffentlicht, fehlt zwar in früheren Jahrhunderten nicht. Im Jahrhundert der Reformation treffen wir lateinische Komödien, die kaum irgendwelchen Aufschluß über das Studentendeutsch gewähren. Im 17. Jahrhundert beginnt deutschsprachliche Literatur an studentisches Leben im Roman und in der Komödie[1]) anzuknüpfen. Gedruckte Komments kommen in deutscher Sprache zur Fixierung. In den studentischen Stammbüchern beginnen deutsche Eintragungen zu überwiegen, und es fließt hier und da ein burschikoser Kraftausdruck ein. Und ähnliche Quellen haben wir im 18. Jahrhundert. Ich will nur an die Jobsiade erinnern, die gelegentlich Studentisches bietet, ohne gerade von dem Reichtum der damaligen Studentensprache erheblichen Gebrauch zu machen. Auch Zachariäs Renommist, eine komische Heldendichtung, die wir für das Jenaische Studentenwesen um die Mitte des 18. Jahrhunderts als Hauptquelle anzusehen gewöhnt sind — schöpft nur in sehr bescheidenem Maße aus der Sprache der Musensöhne.

Unsere deutsche Burschensprache — das war im 18. Jahrhundert ihr Name — umfaßt das gesamte Studentenleben in

[1]) Hervorgehoben sei Joh. Georg Schochs „Comoedia vom Studentenleben", 1658, durch einen Neudruck von W. Fabricius (München 1892) jetzt allgemein zugänglich gemacht.

allen seinen Formen und Äußerungen. Vorab hat der Student sich selbst die mannigfachsten Namen beigelegt: „Bachant, Bursch, Musensohn, Muse, Bruder Studio". Für den Neuling der Hochschulen treten zu verschiedenen Zeiten die seltsamsten Namen auf: „quasimodogenitus, Mutterkalb, Haushahn, Spulwurm, Fuchs, Feix, Pennalputzer, Pennal, Rabschnabel". Für den Studenten, der in der Universitätsstadt oder ihrem Bannkreis einheimisch war, hatte man die Benennungen „Pflastertreter, Quark, Kümmeltürke". Gegen die Studenten, welche dem eigentlich burschikosen Treiben fern blieben, war die Burschensprache unerschöpflich mit einer reichhaltigen Synonymik, die über die feinsten Schattierungen gebietet: „Grillenfänger, Kopfhänger, Trauermantel, Pfennigfuchser, Pinsel, Stubenhocker, Stubenschwitzer, Knasterbart, Teekessel, Kessel, Sauertopf, Wurzel, Mucker, Kloß, Kaldaunenfresser, Laxierpillen, Drastikum". Für die Nichtakademiker, die Bürger der Universitätsstadt, gilt um 1600 pices, eigentlich „Pech", gleich „Schuster", um 1720 nach Reinwalds Akademien- und Studentenspiegel S. 153 „Philister, Kroten (lies Knoten?) und Platter", um 1780 „Philister und Gnoten". Originell ist auch die Nomenklatur, mit der die Musensöhne ihre unvermeidlichen Feinde, die Polizisten und Nachtwächter, belegen. Im Zeitalter von Zachariäs Renommisten war „Schnurrbärte und Schnurren" eine verbreitete Benennung der Nachtwächter und Stadtsoldaten, und das Jenaische Polizeiamt hieß „Schnurrbartei". In Leipzig galt „Clauditchen" im 17. Jahrhundert als Name der Häscher. Sonst treffen wir im 16. und 17. Jahrhundert „Raup und Oelberger", und am Schluß des 18. Jahrhunderts war „Nepp" in Gießen die allgemeine Benennung des Polizisten. Die Stangen der Häscher, die Schnurrenstangen, hießen noch im 19. Jahrhundert „Bleistifte". Den Gläubiger beehrte die Burschensprache mit Namen wie „Tretvogel, Manichäer, Quelve".[1])

---

[1]) Dieses seltsame Wort kenne ich nur aus einem studentischen Tugendspiegel: „Der Tugend- und Lasterhafte Studente, poetisch und moralisch entworfen", Frankfurt und Leipzig, 1764, unter XII:

„Der Rektor rufte mich wohl schon zu zehenmalen;
Und klopft ein guter Freund an meine Stubentür,
So bin ich schon im Wahn, ein Quelve will zu mir,
Wo nicht, doch der Pedell" usw.

Auch um das Zechwesen gruppierte sich eine burschikose Nomenklatur. In Jena unterschied man im 18. Jahrhundert das Stadtbier als Klatsch, auch als Maulesel von den Dorfbieren, unter denen der Dorfteufel von Ammerbach und das Menschenfett von Gospeda in besonderer Gunst bei unseren Musensöhnen standen. Im 17. Jahrhundert trifft man „Humpen, Waffe und Labaschke" = Mund als spezifisch studentische Worte für Bierkannen. In der Burschensprache der neueren Zeit sind „Katzenjammer und Kater" heimisch, im 16. und besonders 17. Jahrhundert galt dafür ein seltsames Cornelius.

Und so umschließt ein eigener Wortschatz das ganze Tun und Treiben des Studenten. Was einen halbwegs festen Platz in seinem Gesichtskreis einnimmt, dafür hat er auch einen eigenen Ausdruck erfunden, und er schwelgt im Gebrauch seiner Kastensprache.

Fragen wir nach ihrem Ursprung und ihren Quellen, so hören wir darüber nirgends etwas. Sie wurzelt — in viel höherem Maße, als man es von unserer Gemeinsprache behaupten könnte — in einem verworrenen, absonderlichen, von Laune und Zufall beherrschten Leben, über das intimere Aufschlüsse für die Vergangenheit fehlen. Aber wir erkennen doch gewisse Bewegungen, gewisse Grundlinien.

Reichhaltig ist eine Gruppe, die den verschiedensten Tiernamen eine eigene Bedeutung beilegt, vielleicht ohne innere Berechtigung. Es mochten spöttische Übertragungen, Hohn- und Schimpfnamen der Volkssprache als Vorbild gedient haben; denn zu allen Zeiten hat unsere Sprache beispielsweise „Hund" oder „Hündin", „Mähre", „Schwein" als Schelten im übertragenen Sinne gebraucht. Aber die Burschensprache hat solche Übertragungen vielfach ohne tadelnden Nebensinn. Hierher gehören Fuchs und Maultier. In Breslau ist der Nichtstudent ein Kamel, in Jena sind Finken die Nicht-Verbindungsstudenten. Im 18. Jahrh. ist der Stubengenosse ein Stubenkaball. Um 1600 nannte man die Häscher Raupen. Allgemein ist der Pedell zum Pudel geworden. Unverheiratete sind Schmaltiere. Leichte Mädchen sind „Grasmücken, Bleivögel, Buttervögel und Nachtvögel". Stutzer nannte man Pomadenhengste und Gläubiger Tretvögel. Im 16. Jahrhundert waren Nachtraben die nächtlichen Ruhestörer. Kater ist seit etwa 80 Jahren die Bezeichnung des Katzenjammers,

und der Salamander hat seinen zoologischen Namen auch nicht länger. In Jena hieß im 18. Jahrh. ein Bier Mauleſel, in Breslau Schöps, früher noch in Wittenberg Kuckuck und Büffel.

An dieſe reichhaltige Gruppe ſchließt ſich ein Wort, deſſen burſchikoſen Urſprung wir jetzt nicht mehr fühlen, das Wort Backfiſch in der übertragenen Bedeutung. Allgemein wird es von den älteren ſtudentikoſen Wörterbüchern regiſtriert und ſeine früheſten Belege in der Literatur beſtätigen burſchikoſen Urſprung mit völliger Sicherheit.

In einer zweiten Wortgruppe beobachten wir kühne Übertragungen: Perſonen werden nach Sachen benannt, die in irgendeinem mehr oder weniger charakteriſtiſchen Zuſammenhang mit eben jenen Perſonen ſtehen. Im Munde der Muſenſöhne gilt Zobel für Frauenzimmer und Beſen für Dienſtmädchen. So war Schnurrbart um 1700 der Name der Stadtſoldaten, und die Nachtwächter hießen nach den Schnurren, die ſie, vor und nach dem Abrufen der Stunden, durch Drehen mit der Hand in Bewegung geſetzt, ertönen ließen, ſelber auch Schnurren. Im 17. Jahrh. bezeichnete man den Fuchs als Pennal, weil er, mit der Federbüchſe bewaffnet, pflichtgetreuen Beſuch der Vorleſungen begann. Noch kühner iſt die Übertragung, der neuerdings das Wort Knickebein zum Opfer geworden. Der Bildungsweiſe nach kann das Wort eigentlich nur denjenigen bezeichnen, der mit eingeknickten Beinen geht, und nur in dieſer urſprünglichen Bedeutung iſt das Wort literariſch belegbar, während die Übertragung auf eine Getränkeart von den Wörterbüchern noch immer ignoriert wird. Über die Entſtehung dieſer Übertragung, die von Jenaiſchen Studentenkreiſen aus ſchnell weite Gebiete erobert hat, bin ich von dem Präſidenten des Jenaer Oberlandesgerichts, Herrn Geh. Rat Brüger, unterrichtet. In den 40er Jahren verkehrte in ſtudentiſchen Kreiſen Jenas ein junger Mecklenburger, der durch ſeinen Gang mit eingeknickten Beinen allgemein auffiel; nach eigenem Rezept beorderte er ſein Lieblingsgetränk, dem ſtudentiſcher Witz alsbald den bezeichnenden Namen Knickebein beigelegt hat. Dies Beiſpiel iſt von typiſcher Wichtigkeit für die ſprachlichen Vorgänge innerhalb der Burſchenſprache. Fehlte ein glaubwürdiger Zeuge, der die Anfänge des Wortes mit ſprachlichem Intereſſe begleitet hätte — wir dürfen dreiſt ſagen,

kein Scharfsinn, keine Kombinationsgabe könnte des seltsamen Wortes Herr werden. Und so dürfen wir auch alle jene etymologischen Versuche mit Skepsis aufnehmen, die sich lange um das Wort Salamander bemüht haben; wir wissen eben nur, daß es in den 30er Jahren in Studentenkreisen aufgekommen; aber wo wir die Kreise, die Stimmungen, die Zufälligkeiten nicht mit Sicherheit kennen, aus denen es hervorgegangen ist, bleibt alles Deuteln und Erklären zweifelhaft.

In einer dritten Gruppe von Worten der Burschensprache beobachten wir kecke Anlehnungen, kühne Konsequenzen in frischen Umgestaltungen bekannter Worte. Es kann nur scherzhafte Konsequenzmacherei sein, wenn neben dem kreuzbrav und herzlieb unserer Volkssprache die Studentensprache ein piekfein geschaffen hat, als ob die „kreuzfidel, kreuzliederlich, Kreuzphilister" und das „Herzbruder" der Burschenschaft eigentlich im Kartenspiel ihren Ausgangspunkt hätten. Denn in der Tat ist piekfein, das z. B. im Grimmschen Wörterbuch und bei Sanders noch gar nicht gebucht wird, zuerst in studentikosen Wörterbüchern unseres Jahrhunderts heimisch. Der Student, der nach der Bursa, dem eigentlichen Konviktgebäude, sich selbst Bursche nennt, glaubt, sich und seinen Kommilitonen als Haus, altes Haus bezeichnen zu dürfen. So begegnen auch kecke Anspielungen an Biblisches und Kirchengeschichtliches. Der bloße Wortklang verführt, den mahnenden Gläubiger als Manichäer zu bezeichnen. Nach jenen Schergen, die mit Spießen und Stangen den Oelberg betraten, um Christum zu fangen, werden um 1600 die Häscher Oelberger genannt. Ähnlichen Ursprung hat die Entstehung des studentischen Philister. So bietet sich auch ein biblisches Original, wenn der Mund dreister Burschen „Moses und die Propheten" dem Gelde gleichsetzt; diejenigen, welche Mosen und die Propheten haben, sind die Juden, und daraus hat sich leicht die Übertragung ergeben.

Indem wir so das Wesen und Werden des Wortapparates der Burschensprache zergliedern, erübrigen uns einige historische Wortgruppen mit scharfer Physiognomie. Unser Studentendeutsch ist mit einer Fülle von latinisierenden Elementen durchsetzt, wie wir sie in der Kastensprache anderer Berufsklassen und Stände vergebens suchen würden. Im 18. Jahrhundert bildet man „Philisterium, Exkneipe"; für „von dannen gehen" wird exkneifen und exkratzen gebucht; leichten Latinismus zeigt Marcus für

Marqueur; man redet von Konkneipanten, wie man in früheren Jahrhunderten in Studentenkreisen von „Bachanten, Erzstapulanten, Haselanten und Schnurranten" redete.

Gegenüber den geringen humanistischen Spuren, die erst neuerdings in der Studentensprache aufgekommen sind, strotzt die Burschensprache der Vergangenheit von stark humanistischen Tendenzen, die erst im 18. Jahrhundert sich verflüchtigen. Zwar ist das Latein auch den Musensöhnen früherer Jahrhunderte nie heilig gewesen. Nur die Moneten bewahren ihren bedeutungsvollen Namen auch begrifflich intakt. Aber gern gibt man erborgten lateinischen Worten einen burschikosen Anstrich. So nimmt das lateinische fidelis im Kreise lustiger Zecher einen selbständigen Zug ins Burschikose an, den sich dann unsere Gemeinsprache angeeignet hat.

Vor allem aber äußert sich humanistischer Einfluß in einer Fülle übermütiger Mischbildungen, in denen deutsche Worte lateinische oder gar griechische Endungen annehmen.

Am Schluß des 15. Jahrhunderts tritt in akademischen Kreisen der Grobianus auf und in seinem Gefolge das Wort Grobität, z. B. in Scheidts Übersetzung von Dedekinds Grobianus 1551. Auf Grobität folgt im 17. Jahrhundert Filzität und Albertät. Daran schließt sich bei einem studentikosen Schriftsteller vom Ende des 18. Jahrhunderts Schiefität, und um 1800 finden sich noch Kühlität und Knüllität, Flottität und Forschität. Ein Mitglied dieser Wortfamilie, deren Urahnen in gelehrten Worten, wie „Humanität, Antiquität, Quantität und Qualität" zu vermuten sind, ist das weit verbreitete Schwulität, das sich seit Kindlebens Studenten-Lexikon 1781 in Wörterbüchern der Studentensprache findet; in Bürgers Ballade vom Kaiser und Abt hat es sich aus dem studentischen Bereich heraus zum ersten mal in die Literatur gewagt:

„Drauf trabte der Kaiser mit Lachen von hinnen,
das Pfäfflein zerriß und zerspliß sich mit Sinnen;
kein armer Verbrecher zeigt mehr Schwulität,
der vor hochnotpeinlichem Halsgericht steht."

Zu einer verwandten Wortfamilie gehört das studentische in Schwulibus. Sein Vorläufer ist ein älteres, in floribus, das schon im 17. Jahrh. bezeugt ist, und wir erinnern uns an die Jobsiade I V. 894:

„So gut als der beste Academikus
lebt er täglich in floribus.

Hiezu gesellt sich das Wort Fidibus, zuerst im 17. Jahrh. in Studentenkreisen auftauchend, eine unergründliche Ausgeburt der Laune, leider in seinen ersten Lebensregungen gänzlich unprotokolliert. Aber wir wissen, daß im makaronischen Latein der akademischen Kreise die Endung -ibus gern gesehen wurde. Schon um 1500 konnte man sagen „cum Stadtknechtibus". Bei Hans Sachs begegnen einige Zauberformeln mit Pseudolatein, in dem -ibus eine große Rolle spielt, z. B.

„venite ihr unhuldibus
bringt bengel her uns stultibus
die semper mit uns spentibus
sub capite et lendibus." [1])

Wir sehen, -ibus galt für ein untrügliches Kennzeichen des Lateins und der humanistischen Bildung, und so verwundert uns ein bastardartiges in schwulibus nicht, auch der Fidibus nicht. Und wenn der Hallore eigentlich und ursprünglich um 1700 Hallorum heißt, so verrät die verwandte Bildung auf -orum eine burschikose Benennung, die von den benachbarten Universitäten Wittenberg oder Leipzig aus aufgekommen sein mag. Das 16. Jahrhundert weiß von dem seltsamen Hallorum noch nichts, wir würden ihm sonst gewiß in den sprachlich so reichhaltigen Bergpredigten des Mathesius 1562 begegnen. Das Wort zeigt eine auffällige Familienähnlichkeit mit einer mundartlichen Benennung des Buckligen als Buckelorum, die noch heute im Hessischen um Darmstadt üblich ist, wie sie einst Goethe im Götz gebraucht hat.

Dem gleichen Sprachprinzip entstammen moderne Bildungen, wie Pfiffikus, das schon am Schluß des 18. Jahrhunderts in Laukhards Romanen bezeugt ist, und neuerdings Luftikus wie auch Schwachmatikus.

Im 16. Jahrhundert hören wir von armen Schülern, die herbatum oder mendicatum[2]) gehen, um für ihres Leibes Nahrung und Notdurft zu sorgen, oder von fahrenden Schülern, die oppidatim oder ostiatim fechten gehen. So werden denn

[1]) Weimar. Jahrbuch II 427 ff.

[2]) Mathesius 1592 Ehespiegel Pp IIIIb; 1590 Auslegung 305b. Zum Folgenden vgl. Rud. Hildebrand im Grimmschen Wörterbuch unter gassaten.

auf -atum oder -atim Worte aus deutschem Stamme in studentischen Kreisen geschaffen. Das bekannteste Beispiel dieser Art ist das am Schluß des 15. Jahrhunderts auftretende „gassatum oder gassatim gehen". Der Student des Reformationszeitalters ging gassatum oder gassatim, wenn er mit allerlei unmöglicher Musik unter Absingung von Liedern, gelegentlich auch vermummt, lärmend oder schreiend durch die Gassen, d. h. durch die Straßen zog; wie ein Prediger des 16. Jahrhunderts bezeugt, gehörten zum Gassieren bei Nacht „das Raßbarlament, Rumpelscheit, Triangel oder Klingeisen". Und aus diesen selben Kreisen und den gleichen Zuständen entsprang auch die Bezeichnung einer besonderen Liederart, die beim Gassieren im Schwange war, die Gassenhauer. Das waren eben jene Lieder, mit denen schwärmende Studenten ihr nächtliches Treiben auffällig zu machen verstanden.

Noch heute lebt das alte Gassatum in manchen Mundarten, in die es sich aus der Studentensprache zurückgezogen hat. Aber diese war um 1600 herum reicher an verwandten Bildungen. Man bildete etwa noch „fenstratum gehen", womit man wohl meinte „zum Fenstereinwerfen gehen", „raupenjagatum gehen", etwa gleich „die Polizei hetzen". Fischart häuft diesen Worttypus in seiner Weise: „Nach dem Abendessen gingen sie herum gassatum, hippenspilatum, mummatum, dummatum, fenstratum, raupenjagatum" (im Gargantua). Noch in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts begegnen wir diesem Worttypus in burschikoser Sprache. Eine Abart des Gassatumgehens war das „stellatim oder stellatum gehen". Sich nächtlicher Weile auf dem Markt zum Beobachten der Gestirne aufzustellen und nebenher dem Liebchen ein Ständchen zu bringen und der Polizei ein Schnippchen zu schlagen — das war der Zweck des Stellatumgehens. „Speculari cursum stellarum" — so übersetzt Erich Weismanns Lexicon latinogermanicum 1741 das deutsche „stellatum gehen". Und bei dem schlesischen Studenten Stoppe 1728 begegnet in einem Register von Unmöglichkeiten auch diese: „bei finsterer Nacht botanisieren, zur Mittagszeit stellatim gehen".

Im lateinischen Kathedervortrag wie in deutscher Schriftstellerei haben im 16. Jahrhundert häufig die griechischen Adverbia auf *-ικῶς* eine Stelle: dies oder das ist *εἰρωνικῶς*[1]) zu

[1]) Mathesius 1590 Auslegung 240b; 72b.

verstehen; der Theologe konnte auf *συμβολικῶς*, auf *σωματικῶς*, *πνευματικῶς*[1]) nicht verzichten, nachdem sie sich aus den Paulinischen Briefen von selbst ergaben. In einer gedruckten lateinischen Homer-Vorlesung[2]) begegnet man mitten im lateinischen Text *φανταστικῶς* und *μιμητικῶς*. Diese Wortbildung eignete sich der Student des 16. und 17. Jahrhunderts auch außerhalb des Kollegs, außerhalb der wissenschaftlichen Nomenklatur an, wir treffen sie auf den Kneipen. Der älteste Komment, den wir besitzen, vom Jahre 1616[3]) macht einen exakten Unterschied zwischen „florikῶς austrinken" und „haustikῶς austrinken"; „florikῶς, wenn man die ganze Labaschke oder Waffe oben um des Glases orificium oder Mundloch herumzerret und auf einen Satz den ganzen Trunk in die Gurgel geußt, durch welches ungebärdige Beginnen das Glas mit weißen Gischtblasen, die man flores nennet, gefüllet wird; haustikῶς, wenn der ganze Pokal oder Glas auf einen Zug oder Atem evacuiret und geleeret wird." So treffen wir in einem Roman des 17. Jahrhunderts die Stellen: „man soff die Humpe haustikῶς aus, sie tranken flores". Und ein um 1700 entstandenes makaronisches Studentengedicht[4]) schließt mit den Worten:

inque tuam florikῶς nun trinkat quisque salutem.

Gleich alt und gleich charakteristisch mit diesen Bastardbildungen ist ein altes studentikῶς, das uns zuerst im Anfang des 17. Jahrhunderts auf französischem Boden begegnet.[5]) In Schochs Komödie vom Studentenleben 1657 lesen wir: „Ich sehe wohl, mein Herr hat sich prave gehalten, er hat es recht studentikῶς gemacht." Zu diesem studentikῶς tritt im Anfang des 18. Jahrhunderts burschikῶς, purschikῶς. Ein handschriftliches Studentenalbum der Jenaischen Universitätsbibliothek von 1732 bietet den lehrreichen Eintrag:

„Immer sitzen, meditiren,
und die ganze Nacht studiren,
dieses heißt studentikῶς;
aber raufen, balgen, saufen
und beständig Dorf zu laufen;
dieses heißet purschikῶς."

---

[1]) Matheſius 1590 Auslegung 240b; 72b.
[2]) Mart. Crusius, Orationum Liber Unus 48b.
[3]) Multibibus, Jus Potandi § 9—12. Zum Folgenden vgl. Mor. Heyne, Deutsches Wörterbuch, 1890, unter burschikos.
[4]) Weimar. Jahrbuch II 453.
[5]) 1891 Revue des langues Romanes 35, 324, 342.

Kaum hat je eine andere gleich komische Wortbildung würdigere Schicksale gehabt als dieses burschikōs, das die Signatur jener Zeit war, die wir aus Zacharia kennen. Kein Wunder, wenn die Sprachwissenschaft dieses Wort ignorierte. Erst 1775 tritt es mit dem Kreuz der Ächtung in einem deutschen Antibarbarus[1]) auf als beliebtes Wort mit der Bedeutung „wie ein liederlicher Student", immer noch nach alter Weise mit griechischen Lettern in der Endung gedruckt. Am Schluß des 18. Jahrhunderts gilt es — zunächst nur adverbial, aber schon ohne Anwendung von griechischen Lettern — in studentischer Literatur: „so lebt man burschikos" 1764 Der tugend- und lasterhafte Student C Ia;

„Jobs lebte immer fein burschikos,
sein drob erhaltener Ruhm war groß".

Jobsiade 1799 I V. 905,

so auch bei Laukhard 1798 Annalen der Universität Schilda 266, 301. Aber schon am Schluß des 18. Jahrhunderts konnte man auch sagen: „ein burschikoses, ein studentikoses Leben", man bildete Burschikosität und lateinisch res burschicosae. Und dann wird es plötzlich literaturfähig von Jena aus, dem eigentlichen Sitz des burschikosen Studententums, indem Schiller es in „Wallensteins Lager" gebraucht:

„Zu Altdorf im Studentenkragen
trieb ers — mit Permiß zu sagen —
ein wenig locker und burschikos."

In diese antikisierende Richtung fügt sich auch eine besondere Art der Benennung der Universitätsstädte, zu der Platos Akademie Patenschaft übernommen hat. Vergebens hat sich Büchmann in den „Geflügelten Worten" lange um den Ursprung von Spreeathen, Isarathen bemüht. Zufrühst begegnet Pleißathen 1728 bei dem burschikosen Dichter Stoppe I 114, und Saalathen 1739 in einem studentischen Stammbuch der Weimarischen Bibliothek, in Keils Geschichte des Jenaischen Studententums S. 225. Am Schluß des 18. Jahrhunderts versichert uns eines der frühesten studentikosen Wörterbücher, daß es eine fast durchgängig auf allen Universitäten übliche Gewohn-

[1]) Heynatz 1775 Handbuch S. 229.

heit ist, dieselben nach dem Fluß zu benennen, an welchem sie liegen".[1]) Wittenberg war Elbathen, Jena und Halle Saalathen usw. Helmstädt Elmine und Elmathen.

Alle solche sprachlichen Elemente sind bezeichnend für den Geist, für den Gesichtskreis und die Bildung, in der sich das Universitätsleben früherer Jahrhunderte bewegte. In der Antike lag der Ausgangspunkt und formell auch der Mittelpunkt aller Universitätsarbeit. Was gedacht, was gesprochen wurde, trat zum Altertum in eine mehr oder weniger enge Beziehung. Wo der Student vom Katheder aus nur Latein hörte und mit humanistischer Gewandung das wissenschaftliche wie das alltägliche Leben seiner Zeit umgeben sah, mußten sich außerhalb der Hörsäle Nachklänge und Nachwirkungen des Lateins und auch des Griechischen zeigen, teils in harmloser Wiederspiegelung, teils in komischen Reflexen. Nachdem aber der Vorgang des Thomasius der deutschen Sprache das Universitätskatheder erobert hatte, begann auch für die Studentensprache eine neue Zeit. Begünstigt durch die französierenden Strömungen, die dem Zeitalter Ludwigs XIV. in Deutschland folgten, begünstigt durch jene Richtung, die dem französischen Geschmack in der schönen Literatur wie im Leben der gebildeten Welt, in der Erziehung der Jugend wie auf den Universitäten huldigte, beginnt französischer Einfluß die humanistischen Tendenzen in der Burschensprache zurückzudrängen. Nicht gewaltsam und zerstörend. Noch heute bewahrt die Studentensprache Reste jener antikisierenden Zeiten, aber unproduktiv. Die moderneren Züge im Wortapparat der Musensöhne sind fast frei von humanistischem Gepräge. Dafür zeigen sich französierende Elemente, die der Zeit vor Thomasius und Gottsched fremd waren. In unserem Jahrhundert treffen wir französische Endung in Kneipier „Kneipwirt", Wichsier „Stiefelputzer", Fechtier „Fechtlehrer", Pumpier „Wucherer". Am Schlusse des 18. Jahrhunderts begegnet luderös, jetzt gilt schauderös und pechös, pechiös. Aber auch diese französierenden Elemente — geringfügig und unbedeutend wie sie sind — zeugen von der Freiheit, der Souveränität, mit der in studentischen Kreisen die Sprache behandelt wurde

[1]) Bemerkungen eines Akademikers über Halle 1795 S. 421; ähnlich auch 1781 in Kindlebens Studentenlexikon S. 179. Danach scheinen Saalathen und Pleißathen die ältesten Bildungen dieser Art gewesen zu sein.

und wird. Die Burschensprache schwelgt in hybriden Bildungen, in Zwittergestalten, die aus Übermut und Keckheit entsprungen sind.

Aber neben diesen Strömen des Altertums und der Neuzeit, um die neckische Geister ihr Wesen treiben, führen auch trübe, unlautere Quellen Wortmaterialien in die Studentensprache. Es ist ganz unzweifelhaft, daß manche Worte der Studentensprache aus der Gaunersprache, dem sogenannten Rotwelsch stammen.

Das Rotwelsch — dieser Name besagt nichts anderes als Bettlersprache — ist seit dem 14. bis 15. Jahrhundert vielfach zur Aufzeichnung gelangt. Es ist reichhaltiger überliefert und geschichtlich besser verfolgbar als die Sprache irgend eines Berufes, auch als die Sprache der studierenden Jugend. Als studentische Worte, die jetzt unserer Schriftsprache angehören, erfreuen sich blechen und pumpen weiter Verbreitung; aber sie entstammen dem Rotwelsch. Blech wird für Geld schon in Conrad Geßners Mithridates 1555 als rotwelsch verzeichnet, und pumpen erscheint zuerst in der rotwelschen Grammatik von 1755, dann 1781, 1795 in den ersten studentikosen Wörterbüchern. In die gleiche Klasse gehört foppen, jetzt ein harmloses Wort, das aber um 1700 eine schlimme Bedeutung hatte. Stielers Wörterbuch von 1691 bezeichnet es als vocabulum plebeium et sordidum. Ihm haftete schlimmes Vorurteil an infolge seiner rotwelschen Herkunft. Schon um 1500 bietet die Sprache der Gauner foppen als Bezeichnung für eine besondere Art betrügerischen Bettelns. Unzweifelhaft ist nun die Studentensprache das Mittel, das dem rotwelschen Wort Eingang in die Schriftsprache verschafft hat. Schon im 17. Jahrhundert begegnet foppen in der studentischen Literatur, und die ersten Wörterbücher der Burschensprache (1781, 1795) verzeichnen es als studentisch.

Fragen wir, wie das Rotwelsch zu solchem Einfluß auf die Burschensprache gelangen konnte, so dürfen wir wohl an jenes zweifelhafte Geschlecht der fahrenden Schüler anknüpfen, die im Reformationszeitalter die deutschen Lande unsicher machten. Es war ein Proletariat seltsamer Art, unbemittelte Abenteurer, der Magie ergeben, zeitweise auf den Hochschulen lebend, aber im wesentlichen Schwindler, die mit der Maske der Bildung Ungebildete zu übertölpeln suchten. Hans Sachs hat uns diese

Menschenklasse in einigen Fastnachtsspielen vorgeführt mit ihrem Tun und Treiben. Und durch sie scheinen jene rotwelschen Worte in die Studentensprache gekommen zu sein.

Für neuere Zeiten liegt es auch nahe, an das moderne Judendeutsch unmittelbar anzuknüpfen für studentische Worte wie schofel und mogeln, die am Schluß des 18. Jahrhunderts zuerst in studentikosen Wörterbüchern auftreten.

So hängt das Studentendeutsch auf verschiedene Weise mit anderen Spracharten zusammen. In charakteristischen Lehnworten zeigt es feste Bestandteile, an denen nicht zu rütteln war. So sehr es auch im Wandel der Zeiten Veränderungen unterworfen war, so einheitlich sind gewisse Grundlinien erhalten geblieben. Es ist System, es ist Methode in dieser Sprache, wie in der Geheimsprache oder der Berufssprache anderer Stände. Sonst würde sie eben zweckwidrig, unverständlich sein, wenn jede einzelne Benennung bloß auf Zufall gegründet wäre.

Aber doch spielt der Zufall in diesen Kreisen vielleicht eine größere Rolle als anderswo. Wie oft hat man für die Benennung fidibus eine zufällige Situation rekonstruiert, in der ein Musensohn ein Blatt aus seinem Horaz mit dem fidibus latinis zum Anzünden der Pfeife verwendet! Ich will dafür nicht die Autorität Haupts anführen, der diese Erklärung in seinen Vorlesungen vertreten haben soll. Die innere Wahrscheinlichkeit spricht in der Tat für einen derartigen Ursprung des Wortes. Sicherer, wenn auch nicht völlig erwiesen, ist jene Situation, aus der heraus das Wort Philister seinen Siegeszug von der Burschensprache bis in die Literatur angetreten hat. In einer Rauferei zwischen Bürgern und Studenten wurde am Schluß des 17. Jahrhunderts in Jena ein Student erschlagen, und die Leichenpredigt auf ihn knüpfte an die Worte „Philister über Dir, Simson" (Richter Kap. 16) an. So viel ist sicher, daß es ein Wort der Burschensprache wurde seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts.[1]) Mythisch, wie es jene Leichenpredigt möglicherweise ist, war auch der Jenaische Bader, auf den die Entstehung von Salbader zurückgeführt wird. Wir haben

[1]) Damals bezeichnete studentische Rede mit Bierphilister den Bierwirt, mit Geldphilister den Wucherer, mit Pferdephilister den Pferdeverleiher, mit Reimphilister den Poetaster (Stoppe 1728 Gedichte I 195. II 108, 172, I 69). Im 19. Jahrhundert bildete man Haus- und Pumpphilister, auch Kreuzphilister.

zwar keinen Grund, die Vulgatansicht zu bezweifeln, wonach Jenas Studententum an dem Aufblühen und der Verbreitung des Wortes einen Hauptanteil hat. Aber nur mythisch ist jener Bader, der um 1620 seine Kunden mit jenen faden Erzählungen unterhalten haben soll, in denen die Salbaderei besteht. Mindestens um ein Jahrhundert zu spät setzt der Mythus ein. Das Wort begegnet schon in den Dunkelmännerbriefen: vetus ille Cicero et allii veteri Salbaderi, wie es in ihrem Mönchslatein heißt (Bartschs Germania 30, 256). Und schon im Jahre 1591 begegnet der Ausdruck „lederner Salbader". Das Wort ist das mittelalterliche Seelbader, womit man den Arzt der Seelhäuser, d. i. Krankenhäuser, bezeichnete.

Was der Burschensprache einen besonderen Anspruch auf wissenschaftliche Betrachtung sichert, ist ihr Einfluß auf die Sprache unserer Literatur und des alltäglichen Verkehrs. Gelehrtes und schöngeistiges Schriftstellertum erneuert und ergänzt sich überall und zu allen Zeiten in erster Linie aus akademisch gebildeten Kreisen. Und wie gern flicht zumal ein Anfänger Kraftworte jener Sphäre in seine ersten Versuche! So erhält manch auffälliges Wort in unserer Literatur seine Erklärung aus dem studentischen Sprachschatz. Heine gebraucht im Beginn der Harzreise Schnurren und Profaxe, dahinter hat Kommentatorenweisheit neuerdings „Pedelle" und „Prorektoren" gewittert, während „Nachtwächter oder Polizisten" und „Professoren" nach studentischem Sprachgebrauch damit gemeint sind.

Der Einfluß der Studentensprache auf unsere Gemeinsprache ist sehr bedeutend. Wir erkennen an scharfen Zügen die Familienähnlichkeit, die landläufige Worte wie Backfisch mit dem burschikosen Sprachschatz verbindet. So ist mit dem akademischen Kneipleben auch studentische Nomenklatur in weitere Kreise gedrungen, so Kneipe und Kommers, die am Schluß des 18. Jahrhunderts nur erst in Universitätsstädten üblich und verständlich waren. Hierher gehört das Wort Humpen, das im 16. und 17. Jahrhundert nur der Burschensprache zukam, ohne daß sich seine Herkunft ermitteln ließe. Das heute allgemein übliche Eigenschaftswort ledern hat seinen eigentlichen Bereich in studentischen Kreisen, wo es schon im Jahrhundert der Reformation gilt. Auch Jux für „Scherz" — nichts anderes als das lat. jocus — war zuerst in studentischen Kreisen üblich. Und die seltsame Bedeutung von Schwager als

„Postillon", die etwa ein Jahrhundert hindurch in unsere Gemeinsprache und in unsere Literatur hineinragt, wurzelt im Zeitalter von Zachariäs Renommisten.

Damals tranken die Burschen wie unter sich Brüderschaft, so mit Nichtakademikern Schwägerschaft, zumal auf den Dörfern und Mühlen im nächsten Umkreis der Universitätsstadt. Im Anfang des 18. Jahrhunderts begegnet das Wort „Schwägerschaft" in einer bitter ernsten Bedeutung bei dem Schlesier Stoppe (II 49, 157). In einer Satire, die unter dem Titel „Studentenmoral" 1754 Jenas akademische Jugend aufrütteln sollte, wird der Renommist geschildert, und dabei der Ursprung der Benennung Schwager für Postillon beleuchtet: „Vom frühen Morgen bis zur Mitternacht besuchte er die Dörfer und Mühlen dortiger Gegend. Da war sein Vergnügen vollständig. Die Gesellschaft seiner Mitbrüder und nicht diese allein, sondern auch der Bauern und Soldaten, die seine Schwäger und Brüder wurden, — war die nicht angenehm? Er liebt das Frauenzimmer, und wo findet man wohl reizendere Frauenzimmer als auf den umliegenden Dörfern und Mühlen? Er besucht daher diese fleißig, er erhält die erwünschte Gelegenheit zur weitläufigen Bekanntschaft, und da genießt er das vollkommenste Vergnügen. Er ist mit einer Schar von seinen Mitbürgern umgeben, ja mit Schwägern und Brüdern verschiedener Art. Er gibt ihnen bei einem Glase Bier seine freundbrüderliche Gesinnung zu erkennen" usw. usw. Es stehen uns Zeugnisse zu Gebote (z. B. Laukhard 1798 Annalen der Universität Schilda II 122), in denen Jenaische Studenten mit Nichtakademikern Brüder- oder Schwägerschaft trinken. Für unseren speziellen Zweck vergleiche man noch jenen Leipziger Musensohn, den Goethe in Dichtung und Wahrheit (6. Buch) im Anschluß an Zachariäs Renommisten charakterisiert hat: „Er trank Schwägerschaft mit allen Lohnkutschern, die er — als wärens die Herren — sich in die Wagen setzen ließ und selbst vom Bock fuhr" usw. In diesem Zeugnis sehen wir die Schwägerschaft auf die Lohnkutscher spezialisiert, wodurch es erklärlich wird, wenn Schwager besonders für „Postillon" üblich geworden.[1]) Für diese Bedeutung

[1]) Für die oben vorgetragene Deutung spricht noch, daß im 18. Jahrhundert die Hallische Studentensprache Schwager auch für „Hallore" und Gevatterin für „Obsthändlerin" gebrauchte (Laukhard 1798 Annalen der Universität Schilda S. 70; Bemerkungen eines Akademikers über Halle S. 388, 426; Kindlebens Studentenlexikon 1781 S. 94).

liefert ein Jenaer Studentenroman von 1718 — Salinde von Meliſſus S. 154 — den früheſten Beleg, und die älteren Wörterbücher der Burſchenſprache (1781, 1795) buchen ſie als ſtudentiſch, und erſt von dem akademiſchen Bereich aus hat Schwager als „Poſtillon" Eingang in unſere klaſſiſche Literatur gefunden.

So zeugt eine Fülle von Einzelheiten für den Anteil, den die freie ſprachſchöpferiſche Kraft einer lebensfrohen Jugend an dem Werden und Wachſen unſerer Gemeinſprache hat. Nicht im ſtarren Regelzwange, den ſchulmeiſterliche Geiſter zur Nivellierung der Sprachgebilde anrufen, nicht im pedantiſchen Streben, nur in eng abgegrenztem Umfang Neuerungen zu dulden, liegt das Heil einer friſchen, kräftigen und farbenreichen Entfaltung der Sprache, ſteckt derjenige Geiſt, der unſerer Literatursprache das beſte Rüſtzeug ſchmiedet. Was in der Sprache, die dem Gedanken zu dienen berufen iſt, Großes und Bedeutſames ſich vollzogen, das hat im wirklichen Leben, in der Buntheit und Vielgeſtaltigkeit unſeres Volkes ſeinen Urſprung. Und hierin ſollte die geſchichtliche Sprachbetrachtung viel häufiger unſere Lehrmeiſterin ſein, als ſie es in Wirklichkeit iſt.

VIII.

Seemannssprache.

Jeder Stand, jeder Beruf hat ein klares und scharfes Spiegelbild seines reichen Lebens in seiner Sprache. Wer ein ausgebildetes Sprachgefühl hat, dem verrät die Sprache des Mitmenschen immer auch den Beruf und Stand. Freilich sind es meist nur bedeutsame Kleinigkeiten, die bloß innerhalb eines bestimmten Gewerbes ihre Erklärung finden können. Manches im Wortvorrat eines Standes reicht in einen anderen Stand hinein. Denn im Grunde genommen ist es ein und dieselbe Muttersprache, die alle Standessprachen miteinander verbindet.

So dürfen wir fragen, was ist denn eigentlich Seemannssprache? Sie[1]) hängt durch zahllose Fäden zusammen mit der Sprache der Reepschläger und Segelmacher, der Zimmerleute und Blockmacher. Die Verbindung so vieler heterogener Elemente auf dem Schiff, das sich in Fahrt befindet, macht nur einen Teil unserer Seemannssprache aus. Diese würde sich, wenn darin nur das rein Technische in einem streng technischen Wortschatz zum Ausdruck käme, nicht erheblich unterscheiden von manchen bürgerlichen Gewerben, deren Berufssprache sich in dem engen Rahmen eines bescheidenen Handwerks bewegt. Aber die Seemannssprache stellt sich nach Umfang und Inhalt, nach Wesen und Geist zunächst neben die Weidmannssprache. Im Hintergrunde beider Standessprachen steht eine reiche Poesie. Was Gottesnatur an Schönem und Großem unseren Blicken entfaltet, das dürfen Schiffer und Jäger im innigsten Verkehr mit der Natur voller genießen als wir übrigen Menschen. Die Wunder des Hochwaldes und des Hochgebirges, der Zauber des Meers gehört eigentlich nur den Pfadfindern, deren Kühnheit Schrecken der Natur in Wunder der Schöpfung umwandelt.

---

[1]) Vgl. Brensing im Niederdeutschen Jahrbuch V I und Schraders Vortrag „Die Deutschen und das Meer" in den Beiheften des Deutschen Sprachvereins 1890 Heft XI; dazu auch oben S. 63.

Wenn Poeſie überhaupt ſprachſchöpferiſch wirkt, ſo hat ſie auch der Seemannsſprache Reiz und Zauber verliehen. Es iſt eine Poeſie von hohem Altertum. Der Germane der vorchriſtlichen Urzeit belebte die Nord- und Oſtſee mit ſeinen Nachen und Booten. Das angelſächſiſche Epos von Beowulf, das noch dem 7. Jahrhundert angehört, entfaltet den ganzen Zauber der Wikingerzeit in lebenswahren Bildern von unverwüſtlicher Anziehungskraft. Wäre das Gudrun-Epos vom Beginn des 13. Jahrhunderts, ſtatt in oberdeutſchem Gewande, das dem Stoffe übel anſteht, vielmehr in niederdeutſcher Geſtalt, nahe an der deutſchen Meeresküſte entſtanden, wo der Stoff ſeine Heimat hat, dann hätte unſere deutſche Literatur ein vollwertiges Gegenſtück zu jenem altengliſchen Epos. So fehlt unſerer Literatur bis auf den heutigen Tag die deutſche Odyſſee. Wenn kommende Geſchlechter ſich dereinſt einer ſolchen erfreuen werden, ſo iſt das große Intereſſe der Gegenwart an Flotte und Meer gewiß die Wurzel, aus der ſich neue Stoffe und neue Formen für die Poeſie entwickeln können.

Aber für dieſe Zukunftspoeſie iſt die Fortdauer unſerer Seemannsſprache die wichtigſte Lebensbedingung. Sie bedarf der Schonung und Pflege, wie ſie ihr nun ſchon mehr als hundert Jahre gewidmet wird. Denn nur ernſthaftes Studium kann uns Weſen und Geiſt und damit auch die ganze Poeſie der Seemannsſprache offenbaren.

Die Geſchichte dieſer Standesſprache lehrt uns leider nur zu oft, wie gute alte Ausdrücke untergehen, wie der niederdeutſche Grundton immer mehr hochdeutſche Züge im einzelnen annimmt, wie Ausländerei dem altheimiſchen Sprachgut gefährlich wird. Seit Maſchinenweſen und Eiſeninduſtrie das moderne Schiffsweſen beherrſchen, je mehr das Dampfſchiff dem Segelſchiff den Raum abgewinnt, iſt es ja allerdings leider unvermeidlich, daß ſich ein teilweiſe neuer Wortſchatz, der nach Dampf riecht und nach Eiſen klingt, neben und vor die altherkömmlichen Seemannsausdrücke drängt, die jahrhundertelang auf den deutſchen Meeren gegolten haben.

Wenn ich es hier verſuchen darf, Weſen und Geſchichte unſerer Seemannsſprache darzuſtellen, ſo wird man es einem deutſchen Sprachforſcher wohl verzeihen, wenn er die Kreiſe ſeines Faches bis in den ſeemänniſchen Bereich hinein zieht. Wer ſich mit Gaunerſprache beſchäftigt, braucht kein Gauner

zu sein. Wer sich mit Studentensprache beschäftigt, ist meistens kein Student mehr. Die deutsche Sprachforschung hat sich auch der Weidmannssprache bemächtigt. Wir Sprachforscher haben die Pflicht, Hebel und Schrauben anzusetzen an alle Standes- und Berufssprachen; denn Geist und Wesen der Muttersprache enthüllt sich nur dem, der ihr Verhältnis zu der Gesamtheit des deutschen Lebens versteht. Wenn das Leben der deutschen Urzeit sich zuerst an den deutschen Küsten entfaltet hat, so hat der Germanist die Pflicht, die Regungen des seemännischen Geistes sprachlich bis auf die Gegenwart zu verfolgen.

Es ist eine Aufgabe von eigenem Reiz. Scherz und Übermut und eine bewegliche Phantasie schaffen eine Fülle urkräftiger Wortgebilde von unverkennbarem Gepräge. Das Schiff ist eine Welt für sich. Im gemütlichen Verkehr, aber in den strengen Formen einer wohlgegliederten Familie entfaltet sich ein Sprachleben in behaglicher, gutmütiger Breite. Der Kapitän ist immer der Alte (de Olle), so jung er auch sein mag. Der erste Steuermann heißt der Große (de Grote), mag er noch so klein sein. Der zweite Steuermann, der im Bremischen und Oldenburgischen auch de Lütt (der Kleine) heißt, ist der Speckschneider (Specksnider). Aber zu diesen familiären Bezeichnungen können noch halb offizielle Wortformen treten. Das Wort Steuermann ist im Dienst zu schwerfällig, es wird daher gern gekürzt zu Steuer (Stür), und dazu stellt sich mit friesisch-holländischer Verkleinerungssilbe die Lautform Stürtje. So hatte man im Anfang des 18. Jahrhunderts den Bootsmann im Dienst kurzweg Boots genannt. Das Wort Lotse findet hier seine Erklärung: es ist abkürzende Rufform für eigentliches Lootsmann, wie der Lotse im 17. Jahrhundert bei uns allgemein hieß.

Wir sehen hier deutlich zwei Richtungen innerhalb der Seemannssprache — familiäres und dienstliches. In einer Fülle von Wortmaterial treibt Matrosenwitz und Seemannshumor sein Spiel. So heißt der Schiffszimmermann gern Klamphauer oder Blauklot, auch abgekürzt der Blaue. Ein Allerweltsfreund ist den Matrosen der Schiffskoch, der auf den Fischerbooten der Nordsee Speisemeister heißt; ihn bezeichnen harmlose Scherznamen wie Doktor (denn er ist den Gesunden, was der Arzt den Kranken ist), wie Schmierdieb (Smeerdeef), und besonders zärtlich Smutje. Der Wundarzt ist

zumeist der Lapper (d. h. Flicker). Steward und Kellner heißen Flunki. Zwischen 1750—1850 hießen befahrene Matrosen bei uns nach holländischer Weise Ohrlämmer, und noch heute haftet ohrlammsch als Eigenschaftswort für jeden, der alles besser weiß. Der Schiffsjunge muß sich mancherlei Necknamen und Spottworte gefallen lassen. Wenn er die Kapitänskajüte bedient, heißt er Spintjemus.

Aber nicht nur die einzelnen Persönlichkeiten haben an Bord eigene Bezeichnungen. Es gibt auch ein seemännisches Wort, das in mannigfaltigen Zusammensetzungen jedem Seemann und jedem Nicht-Seemann an Bord zukommt. Den Landratten des Binnenlandes macht es einen poetischen Eindruck, wenn jeder Schiffsbewohner ein Gast ist. Kapitän und Steuerleute sind die Hintergäste (Achtergasten); Bootsleute und Zahlmeister heißen Mittelschiffsgäste (Middschippsgasten), die Matrosen Vordergäste. Die nicht-seemännischen Beamten eines Schiffes (Arzt, Geistlicher, Zahlmeister) nannte man am Ende des 18. Jahrhunderts Hüttsgasten; aber in der preußischen Marine wich dieser Ausdruck vor einem scherzhaften Badegäste zurück. Überhaupt hat unsere Marine dem Wort Gast ein reiches Leben verliehen: jeder Matrose in einer bestimmten dienstlichen Funktion ist ein Gast — Toppsgast, Marsgast, Signalgast, Flaggast, Göschgast, Wimpelgast, Kabelgast, Hellegatsgast usw. usw. So gastet sich jeder an Bord. Und diese Weise der Wortbildung reicht bis ins 18. Jahrhundert zurück, wo man z. B. die Mannschaft eines Kapers Kapergasten nannte. Aber diese Weise scheint nicht sowohl poetisch zu sein, sie knüpft eher an die Soldatensprache an, in der die Schildwache als Schildergast auftritt. Beachtenswert ist noch, daß um 1800 die Mehrheitsform immer nur Gasten gelautet hat; erst in der Neuzeit wird dies verdrängt durch die hochdeutsche Form Gäste.

Noch ein anderes Wort hat in der Seemannssprache weiteren Raum als in der Volkssprache unserer meisten Landschaften. Im Leben der Matrosen spielen Heuerbaas und Schlafbaas eine Hauptrolle. Der Hamburger Ewerführer hat seinen Ewerführerbaas, das ist der Eigner des betreffenden Ewers. In den seemännischen Handwerken der Seiler, Zimmerleute, Segelmacher heißen die Meister Reepschlägerbaas, Timmerbaas und Riggerbaas. Das Wort Baas stammt

aus der niederrheinischen Handwerkersprache, ist aber im übrigen den deutschen Mundarten fremd.

Jedoch die Bewohner der Schiffe werden seemännisch nicht bloß nach ihrer dienstlichen Stellung oder Funktion sprachlich charakterisiert. Die Seemannssprache verwertet auch persönliche Eigenschaften zu scherzhaften Wortbildungen. Um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts liebte der Seemann Scherzworte wie Schlinger-um-die-Steng für einen langaufgeschossenen Menschen, Eindarm für einen Fresser und Blasius für einen Säufer.

Aber die Seemannssprache verrät ihre Eigenart nicht nur in einem unendlichen Reichtum an behaglichen und launigen Scherzworten. Manches, was der Binnenländer mit schlichtem, gutem Deutsch ausdrückt, ohne die Möglichkeit anderer Ausdrucksweisen begreifen zu können, hat im seemännischen Bereich ganz charakteristische Ausdrucksformen. Das gilt besonders von der Bezeichnungsweise der Schiffe nach ihrer Heimat. Ein englisches Schiff, das der Binnenländer als Engländer bezeichnet und gut seemännisch zu bezeichnen vermeint, ist dem Seemann ein Engelsmann. So nennt er ein norwegisches Schiff einen Normann, ein französisches Schiff einen Franzmann; so ist ein spanisches Schiff ein Spaniol; ein amerikanisches Schiff heißt Onkel Sam und meist Bruder Jonathan.

Auch sonst zeigt sich im Bereich der geographischen Namen manches Eigenartige. In Reisewerken des 17. und 18. Jahrhunderts begegnet oft die Benennung der Scilly-Inseln als Sorlings, die auch den Franzosen und Niederländern früher geläufig war. Eine glückliche Kombination hat sie aus dem keltischen Völkernamen der Silures abgeleitet, die zur Römerzeit dort heimisch waren (Piper Zeitschrift für deutsche Wortforschung VI 356). Die Shetlandsinseln hießen gleichzeitig bei unseren Seeleuten die Hitlandischen Eilande. Darin erkennt man leicht den alten nordischen Namen Hjaltland, aus dem auch das englische Shetland entstanden ist. Für die Straße von Dover und Calais hatten die deutschen Seeleute oft die alte holländische Bezeichnung Hoofden d. h. „Häupter". Die Straße von Gibraltar hieß im 18. Jahrhundert wohl schlechtweg Nau d. h. „die Enge", aber die alten Wikinger sagten dafür Niörva Sund und deuteten damit auf den eddischen Riesen Niörve, weil sie an die Säulen des Herkules dachten.

Eine gefährliche Bucht an der Nordſpitze Skagens hat neuerdings bei unſeren Seeleuten den bezeichnenden Namen Jammerbucht erhalten. In den letzten Jahren iſt uns allen die Bezeichnung Frisko für San-Francisko aus der Sprache der Seeleute geläufig geworden. Wie ſeltſam aber iſt die Benennung der nordfrieſiſchen Inſeln als Gewürzeilande.

Vergebens wird man derartige Benennungen im Sprachleben des Feſtlandes ſuchen. Der Humor und Witz, der ſich darin äußert, beherrſcht unſere ganze Seemannsſprache. Aber nirgends iſt das deutlicher erkennbar als in zahlreichen Benennungen, die ſich auf die Mahlzeiten der Mannſchaften beziehen. Die Wochentage, an denen ſie kein Fleiſch verabreicht erhalten, hießen früher gern Kummertage oder auch Saardamertage und kurzweg Saardamer; offenbar ſind die Saardamer einmal berühmt geweſen, als ob Schmalhans bei ihnen Küchenmeiſter war. Der durch ſeine Einfachheit berüchtigte Küchenzettel gibt unſern Hausfrauen ebenſo viel unbekannte Benennungen wie unſern Sprachforſchern etymologiſche Rätſel. Der blaue Heinrich iſt Buchweizengrütze. Schuſterſuppe iſt Gerſtenſuppe mit Pflaumen und Klößen. Swinegel und Sackkoken heißen im Sack gekochte Puddinge. Kalbszähne (Kalberteene) ſind dicke Graupen. Wildbret iſt das Schwarzſauer von Schweineblut. Graopenbrao heißt alles, was von Fleiſch oder Speck gekocht oder gebraten wird. Der weiße Kohl trägt die wenig appetitliche Benennung Fußlappen, die auch in der Soldatenſprache herrſcht. Aber beſonders charakteriſtiſch für die Seemannsſprache ſind einige Benennungen von Speiſen, die einen deutlichen Schiffsgeruch verraten. So heißt ſchlechte Butter gern Stengenſchmiere (Stengensmeer). Büchſenfleiſch heißt neuerdings gern Kabelgarn. Mit Bramſtagslöpers bezeichnet die Mannſchaft graue Kapuzinererbſen. Südweſt mit Smurt iſt eine bei ſtürmiſchem Wetter gekochte Graupenſuppe mit Kohl und Rüben, die dem Koch die geringſte Arbeit macht: Smurt iſt plattdeutſcher Ausdruck für den feinen Regen. Scheefen Wind und Snirt ſind gelbe Erbſen mit Weißkohl. Sonſt bezeichnet Snirt auch wohl eine dünne Erbſenſuppe, wenn die Erbſen nicht ganz gar gekocht ſind. Solche Seemannsworte treten niemals literariſch in die Erſcheinung. Der Scherz und Humor, der darin liegt, lebt verborgen auf dem Schiff, der Sprachforſcher bekommt ſie

kaum je zu Gesicht. Und noch weniger weiß er sie zu deuten. Bei den Mahlzeiten der Mannschaften spielt der Politicus eine wichtige Rolle. Welcher Nicht-Seemann könnte ahnen, und welcher Sprachforscher könnte aus lexikalischen Hülfsquellen feststellen, daß damit der große Suppenlöffel gemeint ist? Derartige Scherzworte findet man kaum je in der Literatur. So nennt der Seemann im Scherz die Frösche Oldenburgische Nachtigallen und den Mond die Oldenburgische Sonne. In derartigen neckischen Verhüllungen äußert sich ein sprachschöpferischer Geist, wie er in der natürlichen Volkssprache herrscht. Die Fülle solcher Scherzworte entzieht sich uns Sprachforschern, aber der Seemann lebt darin, wie der Jäger in seiner Weidmannssprache. Der Neuling lernt sie am schnellsten; der Schiffsjunge hat nichts Eiligeres zu tun, als es darin den erfahrenen Seeleuten gleich zu tun. Vielleicht wird man ihn oft durch ähnliche schulmäßige Lektionen angehalten haben, wie man früher den Weidmann durch die Pfunde bei Verstößen gegen den standesgemäßen Wortgebrauch an die Sprache der grünen Gilde gewöhnt hat (vgl. oben S. 62).

Über Schiffersprache und deren schulmäßige Einpaukung besitzen wir für die polnischen Weichselschiffer ein sehr interessantes Zeugnis aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. In einem längeren realistischen Gedicht über die Weichselschifffahrt hat der polnische Dichter Klonowicz höchst anschauliche Einzelheiten über die Sprache der polnischen Flößer mitgeteilt: „Wenn der Nebel sich hebt, sage: die Amme erhebt sich, denn anderenfalls wirst du gescholten werden, und dann wirst du, trotzdem es auf der Tiefe ist, auf dem Schiffsbord verprügelt. Weht der Wind, so begrüß ihn als Oheim: so nenne ihn und so frage nach ihm. Die scheckige Krähe nenne, Flößer, Tante, und spotte nicht, so ist mein Rat. Und wenn du diese Verwandten nicht ehrst, bekommst du bald gefährliche Feinde, und der gute Flößer ärgert sich, das ist Tatsache, seiner Verwandten wegen. Siehst du im Talar auch nicht den Priester, nenne dennoch den Storch den Priester Adalbert, wenn er über eine Froschpfütze einherschreitet, wie im Tiergarten."

Wäre die Sprechweise deutscher binnenländischer Schiffer und die Sprache der Seeleute gerade in den scherzhaften Bestandteilen seit alter Zeit öfters aufgezeichnet, so würden wir heute mehr zur Charakteristik unserer Seemannssprache bieten

können. So fragen wir jetzt, woher kennen wir überhaupt unsere Seemannssprache? Kann man sie in Büchern finden? Kann der Binnenländer sich Wesen und Umfang der Seemannssprache veranschaulichen?

Wenn Schreiben und Lesen immer ein Mißbrauch der Sprache ist, die ihren Namen ja doch vom Sprechen herleitet, so gilt von der Seemannssprache in ganz eminentem Sinne, daß sie nicht auf dem Papier lebt. Im mündlichen Gebrauch auf dem Schiff, im lebendigen Verkehr der Seeleute, in ihren Vereinen, Klubs und Kneipen auf dem Festlande — da ist sie zu Hause. Und nur unvollkommen kann es dem Seemann gelingen, mit Feder und Papier so zu operieren, daß der ganze Reichtum seines Wortschatzes dabei zur Entfaltung kommt. Der Seemann ist im allgemeinen ganz besonders ungeeignet sich in seiner Sprache schriftlich zu bewegen, denn diese Sprache ist in der Schrift nahezu unmöglich. Unser heutiges Schrifttum ist hochdeutsch; aber der Seemann spricht plattdeutsch. Das ist zumeist seine angeborene Muttersprache, und der hochdeutsche Mann, der den Seemannsberuf erwählt, hat sich der niederdeutschen Mundart anzubequemen. Trotz aller Fortschritte, die das Hochdeutsche seit Jahrhunderten in immer steigendem Maße im deutschen Norden macht, wird der niederdeutsche Grundton noch lange nicht verklingen. Mag auch vom grünen Tisch Hochdeutsches in die Marine einschleichen, so ergänzt und erneuert sich die lebendige Seemannssprache doch immer aus dem Niederdeutsch der Küstengebiete.

Alle unsere Literatur ist heute hochdeutsch. Auch wer Dialekt schreibt, macht endlose Zugeständnisse an die Literatursprache. Das gilt vollends vom Seemann, wenn er mit Papier und Feder umgeht. Man könnte versucht sein zu glauben, daß in den Schiffsjournalen die Seeleute sich ihrer natürlichen Sprechart am sichersten bedienten. Selbstredend sind die Schiffsjournale nun wohl schon zwei Jahrhunderte lang hochdeutsch geführt worden. Was man darin aus dem Bereich der Seemannssprache findet, zeigt aber nicht bloß Zugeständnisse an das Hochdeutsche, sondern zugleich auch eine beschränkte Sachlichkeit, in der nur Wind und Wetter und etwas Schiffsarbeit sich immer wiederholt, ohne daß der volle Umfang der Wortmaterialien zu Tage treten könnte. Und was die sonstige Literatur technischen und halbtechnischen Charakters an seemännischem Wort-

material bietet, läßt ſich nur zu einem unvollkommenen Bilde der Sprechart verwerten, die auf deutſchen Schiffen herrſcht. Wer aber gedruckte und handſchriftliche und mündliche Sprachquellen dieſes Bereiches erſchöpfen könnte, dem würde unſere Seemannsſprache noch weitere Züge eigenartigen Gepräges enthüllen. Da fallen beſonders einige grammatiſche Geſichtspunkte ins Auge.

Keine andere Sprache iſt ſo reich an Wortzuſammenſetzungen. Die große Maſſe der techniſchen Begriffe bekommt notwendigerweiſe die Geſtalt der Wortzuſammenſetzung. Es handelt ſich immer um Gegenſtände in ihrem wechſelſeitigen Verhältnis; alles bekommt den Namen nach der relativen Stellung des Gegenſtandes. Es verlohnt ſich vielleicht beiſpielsweiſe eine beliebige Anzahl viergliedriger Kompoſita hierher zu ſtellen: Oberleeſegelsſpier, Bramleeſegelsſpier, Leeſegelsſpierbraſſe, Leeſegelsſpiertalje, Leeſegelswaſſerſchot, Großſtengeſtagſegel, Großbramſtagſegel, Großoberleeſegel, Großbramleeſegel, Großgaffeltoppſegel, Bramſtengenwindreepsblock, Leeſegelsfallblock, Vorobenbramſegelbraſſen, Kreuzbramſegelbraſſen, Leeſegelsſpierbügel, Vorobenbramraa, Oberbramleeſegel, Voroberbramſegel, Bramſtengenſtagſegel, Kreuzſtengenſtagſegel, Vorſtengſtagſegel, Vormarsleeſegel, Vorbramſtengenſtag, Kreuzbramſtengenſtag, Gaffeltoppſegelsraa, Marsſegelniederholer, Leeſegelsaußenſchot, Leeſegelsbinnenſchot.

Man wird ſich vergebens nach einer gleichen Fülle ſolcher Wortgebilde in anderen Berufen umtun. Im allgemeinen vollzieht ſich die natürliche Sprache des Volkes immer in möglichſt einfachen Worten. Schon die Zweigliedrigkeit von Zuſammenſetzungen macht unter gewöhnlichen Bedingungen eher den Eindruck literariſcher Einflüſſe als den der Urſprünglichkeit und Natürlichkeit. Aber auf dem Schiff hängt von der Funktion der einzelnen Vorrichtungen viel zu viel ab, als daß eine unklare, undurchſichtige Bezeichnung zu Verwirrungen Anlaß geben dürfte. Die Sprache darf keinen zu lokalen Charakter haben, und alles Mundartliche neigt doch ſtark zu lokaler Umſchränktheit und Begrenztheit, Worte von zu lokalem Gepräge ſind hier nicht am Platz. Derartiges könnte auf kleinen Fiſcherbooten eines einzelnen Ortes angehen, wo alle dieſelbe Lokalmundart reden. Aber die Seemannsſprache dient höheren Zwecken. Sie

hat sich aus dem Verkehr der Söhne Niederdeutschlands auf dem Schiffe selber entwickelt, ihre Heimat ist das Schiff und die Fahrt.

Sind aber Lokalfarben der Sprache zurückgedrängt, so sind doch im allgemeinen niederdeutsche Züge nirgends zu verkennen. Das gilt von der alten Pluralbildung auf s: die Ankers, die Segels, die Fingerlings, die Flügels, die Wimpels usw. Solche Bildung der Mehrzahl teilt die Seemannssprache wohl mit allen niederdeutschen Mundarten.

Andere als niederdeutsche Züge darf man eigentlich nicht erwarten. Naturgemäß hat die mächtige Hansa den ererbten niederdeutschen Grundton nur verstärkt und für alle Zukunft gesichert. Aber bestehen keine Beziehungen zu den Schiffersprachen, wie sie auf unseren großen Strömen herrschen, die sich in die Nordsee und die Ostsee ergießen? Hängt die niederdeutsche Schiffersprache nicht ebenso gut mit der oberdeutschen Schiffersprache zusammen, wie Niederdeutsch und Oberdeutsch zusammenhängen?

Oberdeutschland hatte im Mittelalter seine eigene Seemannssprache. Die intimeren Worte derselben stimmen nie zur niederdeutschen Terminologie von heute, es sind fast immer italienische Fremdworte. Kreuzfahrer und Pilger, die ihre Ausreise zum gelobten Land meist von Venedig aus nahmen, lernten durch das ganze Mittelalter hindurch die eigentliche Seefahrt und ihre Sprache auf dem Mittelmeer kennen. So hat schon der edle Tannhäuser, der auf einer Jerusalemfahrt in Kreta Schiffbruch litt, in der Mitte des 13. Jahrhunderts italienische Windnamen in seine poetische Schilderung eines Seesturmes verflochten. In der Folgezeit begegnet in den zahlreichen oberdeutschen Berichten von Jerusalemfahrten bis ans Ende des 16. Jahrhunderts eine stattliche Zahl von italienischen Bezeichnungen. Die italienische Seemannssprache lag den oberdeutschen Pilgern damals viel näher als die niederdeutsche Terminologie. Offenbar war die Technik der Schiffahrt auf dem Mittelmeer weit mehr ausgebildet als auf deutschen Gewässern. Der Zusammenhang Oberdeutschlands mit der südlichen Kultur findet hier seinen naturgemäßen Ausdruck. Da lesen wir im 15. und 16. Jahrhundert für „Kajüte" vielmehr stanza, für „Mastkorb" gabbia, für „Bug" und „Heck" vielmehr prua und poppa, für „Ruder" timone. Oft treten in deutschen Berichten für bestimmte Segel

die italienischen Benennungen trinchetta und pappafigo auf; die „Meeresstille" heißt immer bonaccia, und einzelne solcher Worte hafteten so tief, daß sie der deutschen Sprache einverleibt wurden: die italienische Benennung der Matrosen als marinari hat einem Zeitgenossen des Tannhäuser, dem Spruchdichter Marner, den Namen gegeben.

Das alles sind Worte — ich habe nur einige wenige Beispiele statt vieler angeführt — die in den prosaischen Beschreibungen von Pilgerfahrten noch des 16. Jahrhunderts endlos oft wiederkehren. Nachdem aber um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts die holländische Seemacht mächtig emporblühte, verklang das italienische Fremdmaterial schnell, und im 17. Jahrhundert fängt man auch in Oberdeutschland an, vom niederländischen und niederdeutschen Sprachgut des seemännischen Bereiches Gebrauch zu machen.

Aber hatte das Oberdeutsche keine altheimischen Schifferworte? Hat die Schiffahrt auf den einheimischen Flüssen und auf den Binnenseen des hochdeutschen Sprachgebietes nicht von jeher technische Ausdrücke hervorgebracht? Hat es nicht ein altes germanisches Erbgut gegeben, das Nieder-, Mittel- und Oberdeutschland aus demselben gemeinsamen Urbesitz ererbt hatten, aus dem sich ihre ganze Sprachgemeinschaft herleitet? Hängt schließlich nicht das seemännische Wortmaterial der deutschen Meere aufs engste zusammen mit den technischen Ausdrücken, wie sie auf unseren größeren und kleineren schiffreichen Flüssen seit alter Zeit bestehen?

In der Tat treffen wir in allen hochdeutschen Mundarten eine ganz stattliche Reihe seltsamer Schifferworte von altertümlichem Gepräge, die man in der niederdeutschen Schiffersprache vergeblich suchen wird. Wir alle kennen aus Schillers Tell das schweizerische Gransen als Bezeichnung für den „Schiffsschnabel", das als granso schon früh im Althochdeutschen bezeugt ist, aber außerhalb der Schweiz ist es immer fremd geblieben. Im Berner Oberland hat man ein gleich altertümliches Biete für das „Achterschiff". Für diesen Begriff treffen wir in Straßburger Predigten des Geiler von Kaisersberg ein seltsames Fluh-Ende. In der Mannheimer Gegend gilt noch heute für das Anseilen der Schiffe das Zeitwort mieren, das schon der Mönch Otfrid von Weißenburg in seiner poetischen Evangelienharmonie im dritten Viertel des 9. Jahrhunderts verwendet.

Die Zahl solcher binnenländischer Schifferworte hier zu vermehren, wäre zwecklos. Es sei hier nur daran erinnert, daß jeder Fluß oder See noch für seine Schiffstypen manches eigene Wort von lokaler Begrenztheit besitzt: am Oberrhein Weidling, auf dem Bodensee und Züricher See Ledi, in der Schweiz Gränsli, am Mittelrhein Dreibord, Tanne und Lortanne: das sind beispielsweise einige westliche und südwestliche Bezeichnungen älterer und neuerer Zeit, die man in dem niederdeutschen Wortschatz unserer Seemannssprache vermißt.

Bei so erheblichen Differenzen besinnt man sich nur schwer auf einige wenige Übereinstimmungen zwischen oberdeutschen und niederdeutschen Schifferworten. Wenn bei den niederdeutschen Schiffern ösen das Ausschöpfen des Wassers aus dem Schiff bedeutet, so treffen wir das gleiche Wort in der mittelhochdeutschen Zeit auch bei oberdeutschen Dichtern an. Die Ruder heißen niederdeutsch Rêmen, und dem entspricht auf dem Mittelrhein ein gleichbedeutendes Riemen. Dem niederdeutschen Plicht als Bezeichnung für den Wohnraum im Vor- oder Achterschiff entspricht auf Main und Neckar das Wort Pflicht, und auch der Mittelrhein hat Pflicht, das schon aus althochdeutscher Zeit bezeugt ist.

Es gibt natürlich ein altes gemeinsames Erbe, einen wichtigen Grundstock, der aus der Urzeit und Urheimat aller Germanen stammt, als sie noch im engen Verbande die Südwestküste der Ostsee bevölkerten. Aus solcher Zeit, aus dieser Heimat stammen gemeingermanische Worte wie Schiff und Nachen, Mast und Segel, Ruder und royen, Ducht und Dollen, Bug und Steven. Manches niederdeutsche Seemannswort hat seine korrekte Entsprechung bei den Angelsachsen und den Wikingern des Nordens: der niederdeutsche Schiffstypus der Ekе begegnet in Eddahandschriften als eikja; der Schüte entspricht im altnordischen skúta; gleich niederdeutsch Stag begegnet frühzeitig angelsächsisch staeg und altnordisch stag.

So sicher es einerseits ist, daß die Germanen in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung von der römischen Schiffahrt den eisernen Anker (lateinisch ancora) kennen lernten, so sicher ist es, daß späterhin die Romanen manches germanische Schifferwort aufgenommen haben. Spätestens im 7. Jahrhundert, vielleicht ein oder zwei Jahrhunderte früher ist das germanische Mast ins Romanische (französisch mât) gedrungen.

Das germaniſche Bord und die Zuſammenſetzungen Backbord und Steuerbord ſind früh in Frankreich heimiſch geworden (franzöſiſch bord, babord, tribord). Die franzöſiſche Benennung des Maſtkorbes als hune iſt früh in Skandinavien bezeugt (altnordiſch húnn); franzöſiſch étai iſt Lehnwort aus dem germaniſchen Stag; ſo iſt das germaniſche Bugſpriet die Quelle von franzöſiſch beaupré. Das alles deutet entſchieden darauf hin, daß auch die romaniſche Welt von der Schiffahrt der Germanen beeinflußt iſt.

Dieſes Geben und Nehmen, dieſes Hinüber und Herüber iſt nicht befremdlich. Es gibt kein kräftigeres Bindeglied zwiſchen den Völkern als das Waſſer und die Schiffahrt. Verband ſchon der Handelsverkehr die Küſten der alten Welt mit einander, ſo treten ſeit dem Bekanntwerden der neuen Welt die Beweiſe dafür immer ſtärker hervor, daß auch das Weltmeer die Völker verbindet. Und der Wortſchatz der Seemannsſprache zeigt ein ſo buntes Gemiſch von Sprachfarben, die auf die verſchiedenſten Völker hindeuten, daß Sprachwiſſenſchaft und Wortforſchung nicht immer die Urheimat ſolcher Fremdlinge ermitteln können. Die Entlehnungen gehen immer von Mund zu Mund; ſie vollziehen ſich nicht auf dem Papier. Da paßt ſich eine fremdartige Lautgebung durch Umdeutungen oft bis zur Unkenntlichkeit dem einheimiſchen Sprachgut an. So gehört das Wort Hängematte, das allerdings heute allen Binnenländern geläufig iſt, im 18. Jahrhundert ausſchließlich erſt der Seemannsſprache an, und dieſe hat das Wort in der älteren Lautform Hangmatte (niederländiſch hangmat) ſicherlich umgeſtaltet aus dem im Zeitalter des Kolumbus vordringenden hamaca der Caraïben: engliſch hammock, franzöſiſch hamac, ſpaniſch hamaca gelten allgemein als Beweis dafür, daß das deutſche Wort auf Volksetymologie beruht. Ein modernes Zeugnis derſelben Art liefert das Wort Manfahrteibrigg aus engliſch Hermaphrodite brig, das ſich unſere Matroſen unter Anlehnung an Kauffahrtei mundgerecht gemacht haben. (Niederdeutſches Jahrbuch V 13).

Aber bei aller Anpaſſung an das eigene Sprachgut, wie wir es in derartigen Belegen feſtſtellen können, hat doch die Seemannsſprache ſo manches fremdſprachliche Wort in ſeinem undeutſchen Klange nicht endgültig antaſten können; fremdartig und ausländiſch ſtellen ſich uns viele Worte gleich auf den erſten Blick dar. Man denke an Preſennings, Toppenants

und Pardunen, an Zeitwörter wie kalfatern und ſchamfielen; und vollends Schiffstypen wie Korvetten, Kutter, Briggs und Fregatten haben undeutſche Namen.

Hier führt uns ein Seemannswort über das romaniſche Sprachgebiet hinüber nach Byzanz: kalfatern aus italieniſch calfatare tritt zuerſt in ſpätgriechiſchen Quellen auf: Kaiſer Michael V. von Byzanz (1041—42) hatte den Beinamen Calafates d. h. „Kalfaterer", weil ſein Vater als ſolcher arbeitete. Dort werden wir auf das Slaviſche als Wortquelle geführt: das Wort Prahm iſt ſicher nicht germaniſch, ſondern ſlaviſch (pramŭ). Ein anderes mal gilt ein finniſches Wort als Quelle eines deutſchen Seemannswortes, wenigſtens hat Jac. Grimm die Bezeichnung eines großen Hammers als Moker aus dem gleichbedeutenden finniſchen mou-kara abgeleitet.

Aber neben ſo vereinzelten und im Grunde doch unbedeutenden Beziehungen tritt der engliſche Einfluß im Bereich unſerer Seemannsſprache immer mächtiger hervor. Das gilt insbeſonders von der Neuzeit ſeit der Vorherrſchaft des Dampfſchiffes, ſeitdem England und die Vereinigten Staaten Nordamerikas Eiſeninduſtrie und Dampfkraft in den Dienſt der Schiffahrt geſtellt haben. Aber ſchon im Mittelalter regen ſich engliſche Fremdworte: Boot iſt nicht echt deutſch, ſondern engliſch, und die deutſche Schiffahrt hat ſich das engliſche Wort im 14. Jahrhundert angeeignet. Erſt im 17. Jahrhundert iſt Lotſe durchgedrungen; unſere Seeleute ſagten urſprünglich Lootsmann, und das kann nur eine Entlehnung aus dem gleichbedeutenden engliſchen loadsman ſein. Das Wort Flagge iſt in England weit älter als auf dem Feſtland: unſer Wort wird engliſches Lehnwort ſein. Die Kunſt des Loggens hat jedenfalls in England ihre endgültige Ausbildung erfahren; im 18. Jahrhundert dringt das Wort Log bei uns vor, aber ſchon am Ende des 16. Jahrhunderts war dies in England üblich (engliſch log eigentlich „Knüttel, Klotz" dann auch „Logbrettchen"). Unſer Briſe entſtammt dem engliſchen breeze; unſere Seeleute haben es bald nach 1800 übernommen. Aber heutzutage, wo das Angliſieren in unſerem Leben eine ſo große Rolle ſpielt, folgt auch der Seemann überflüſſigerweiſe dem Zug der Zeit, wenn er gern Käpten für „Kapitän", Oſchen für „Ozean" ſpricht; ſo bezeichnet nach engliſcher Weiſe neuerdings der Seemann das Atlantiſche Meer kurzweg als Atlantik.

Im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts hat ſich engliſch pantry und steward auf deutſchen Schiffen eingebürgert.

Aber unter allen fremdſprachlichen Einflüſſen, denen unſere Seemannsſprache ausgeſetzt geweſen iſt, überwiegt entſchieden das Niederländiſche. Im 17. und 18. Jahrhundert zog die holländiſche Flotte mächtig an: wer Seemann werden wollte, mußte auf einem holländiſchen Schiffe damit beginnen. In der Hamburger Seemannsſchule herrſchte die niederländiſche Sprache bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts. Die Lebensbeſchreibungen des alten Nettelbeck und des alten Eſchels zeigen uns oft, wie der Seemann immer etwas holländiſches Weſen haben mußte. Noch in ſeinen ſpäteſten Jahren pflegte Nettelbeck bei guter Laune holländiſche Lieder vor ſich hinzuſummen. Verklarungen, Zertepartheien und andere Urkunden ſind im 18. Jahrhundert auf deutſchem Boden oft holländiſch abgefaßt. Und die vielen oberdeutſchen Reiſenden, die im 17. Jahrhundert nach fernen Ländern über See gefahren ſind, nehmen ihre Ausreiſe immer aus dem Texel mit holländiſchen Schiffen. Die Holländer waren in großer Fahrt unſere Wegweiſer. Was die deutſche Schifffahrt und der deutſche Seemann dieſem großen Vorbilde verdanken, gehört nicht hierher. Aber auch die Sprache unſerer Seeleute iſt ein lebendiges Zeugnis für dieſen wichtigen Einfluß. Bei der nahen Verwandtſchaft des Niederdeutſchen und Niederländiſchen macht die Entwirrung und Scheidung unſerer Seemannsſprache nach ihren niederländiſchen Beſtandteilen die denkbar größten Schwierigkeiten. Beiden Sprachſtämmen wird ein beſtimmter Vorrat von jeher gemeinſam geweſen ſein, anderes mußte ſich auf natürlichem Wege gleichartig von ſelbſt einſtellen. Aber in manchen Materialien tritt niederländiſche Lautgebung deutlich zu Tage. Undeutſch iſt der Vokal ü in charakteriſtiſchen Fällen wie Büſe, Blüſe, Klüſe, Kombüſe, Düne, Klüver, Schüte; das ſind Worte, die der deutſchen Seemannsſprache nicht von jeher angehört haben. In der Neuzeit haben wir ſie aus niederländiſchen Küſtendialekten entlehnt; plattdeutſche Entſprechungen derſelben würden als Convokal vielmehr ein û haben müſſen. Man denke auch an das Hollandiſieren in der Orthographie von Raa; aber das Wort iſt eigentlich von jeher auch niederdeutſch geweſen. Seit etwa 1600 lernen niederdeutſche Schiffer das Wort Jacht kennen; es iſt nichts anderes als unſer hochdeutſches Wort Jagd; aber neben die nieder-

ländiſche Schreibung Jacht hat ſich in der Mitte des 19. Jahrhunderts vorübergehend eine angliſierende Schreibung Yacht eingeſtellt. Unſer Bake iſt eigentlich ein niederländiſches Wort, das ſeinerſeits frieſiſchen Urſprungs iſt. Das bekannteſte Seemannswort niederländiſcher Herkunft iſt die Bezeichnung des Maſtkorbs als Mars, das von Hauſe aus nichts anderes bedeutet als eben auch „Korb“. Das Anrufen von Schiffen während der Fahrt bezeichnet der Seemann als preien (niederländiſch praaien) und gebraucht dabei wieder ein niederländiſches Wort, das dem Plattdeutſchen von Hauſe aus gefehlt hat. Für das in Deutſchland ſeit dem 16. Jahrhundert geläufige Kriegsſchiff gilt im 18. und 19. Jahrhundert ein halbniederländiſches Orlogſchiff und Orlogsmann. Aber wer würde dem neuhochdeutſchen Abſtecher ſeinen niederländiſchen Urſprung anmerken? Das Wort iſt zufrühſt im Niederländiſchen als afsteker nur ſeemänniſch und tritt bei uns erheblich ſpäter auf. Das niederländiſche mooi „ſchön“ gebraucht auch der deutſche Seemann vom Wetter.

Der Umſtand, daß ſich die holländiſche Seemacht ſchon im 16. Jahrhundert mächtig entfaltet hat, erklärt auch die wichtige Tatſache, daß das Niederländiſche ſchon im Jahre 1681 eine lexikaliſche Zuſammenfaſſung ſeiner Seemannsſprache erhalten hat: Winſchootens Seeman 1681. Dieſer erfreulichen Leiſtung hat Niederdeutſchland erſt am Ende des 18. Jahrhunderts ein Werk an die Seite zu ſetzen: Rödings Wörterbuch der Marine 1794, ein reichhaltiges Werk von zwei ſtattlichen Bänden, ſeitdem oft nachgeahmt, aber in ſeiner Reichhaltigkeit und Vielſeitigkeit noch nicht übertroffen. Die deutſche Sprachwiſſenſchaft hat von dieſem wichtigſten Werke bisher ſo wenig Notiz genommen, daß das Grimmſche Wörterbuch niemals daraus ſchöpft. Aber immerhin verdient Erwähnung, daß auch Röding einen einheimiſchen Vorgänger gehabt hat. Die älteſte Bearbeitung des engliſchen Robinſon Cruſoe von 1720 hat anhangsweiſe einen erſten zuſammenhängenden Verſuch gemacht, das Material der Seemannsſprache lexikaliſch zu ordnen, deſſen ſich der Verfaſſer in ſeiner Überſetzung bedient hat. So kreuzen ſich auch hier wieder niederländiſche und engliſche Einflüſſe, um im 19. Jahrhundert eine ſtattliche Fülle von Wörterbüchern unſerer Seemannsſprache zu zeitigen. Eine reichhaltige techniſche Literatur, auch manche techniſche Wörterbücher, vereinzelte Lebensbeſchrei-

bungen, in denen tüchtige Seeleute wie der brave Nettelbeck ihre Schicksale zur See darstellen, und eine Fülle von Erzählungen für die reifere Jugend, worin Seeabenteuer oft den Hauptreiz bilden, hat das 19. Jahrhundert hervorgebracht. Noch immer jedoch erfüllt der englische Robinson Crusoe deutsche Knabenträume mit Sehnsucht und Hoffnung. Aber wie der Held des englischen Abenteurerromans aus deutschem Blute stammt, so drängt überall die angestammte germanische Eigenart und Tatkraft hinaus auf das Weltmeer, das vor einem Jahrtausend die norwegischen Wikinger mit ihren Kriegsfahrten belebten.

Eine neue Zeit und ein neues Geschlecht ist aus den großen Anregungen der Vergangenheit und bedeutsamen Vorbildern der Neuzeit geboren. Wir stehen im Beginn einer neuen Epoche. Aber mit den friedlichen Absichten der Gesittung und der Bildung beherrscht jetzt das Germanentum das Weltmeer, dessen Küsten einst kriegerische Wikinger beunruhigt haben, und das wiedererstandene deutsche Kaisertum führt unser Volk zu einer Machtstellung auf der See dicht neben die angelsächsischen Stämme.

So hat eine neue Zeit begonnen. Auch in unserer Literatur regt sich neues Leben. Schon zeigt uns ein Dichter, der sich um die höchsten Fragen des Menschentums bemüht, seine Helden im gefahrvollen Kampf mit Seestürmen und veranschaulicht, wie der Seemannsberuf Kraft und Charakter läutert und stählt für ernstes Wollen und Vollbringen. So dürfen wir von der Zukunft erhoffen, was uns die Vergangenheit fast versagt. Je öfter uns die Literatur der Zukunft auf die Meere und auf die deutschen Schiffe führt, um so reicher und tiefer wird sie dann immer schöpfen aus der deutschen Seemannssprache, die immer war und immer sein wird.

IX.

Weidmannssprache.[1])

Es gab eine Zeit, da pflegten nicht blos die Vornehmen dieser Welt des edlen Weidwerkes. Auch die himmlischen Götter freuten sich daran. Phol und Wodan zogen einmal mit großem Gefolge zur Jagd. Fria und ihre Schwester Folla, Sindgund und ihre Schwester Sunna beteiligten sich an dem Jagdzuge, der dadurch für unsere Altvorderen so bedeutsam geworden ist, daß das eine der Jagdrosse einen schweren Unfall hatte, den nur Wodan mit seiner göttlichen Kunst zu heilen vermochte. Von diesem Jagdzuge deutscher Götter berichtet uns einer der ältesten Zauberspräche, der noch in unsere heidnische Vorzeit zurückreicht; aber christliche Mönche haben dieses Denkmal unserer Stabreimdichtung erst um 900 aufgezeichnet. Auch die germanischen Helden lateinischer Dichtungen des 10.—11. Jahrhunderts wie Walther Starkhand und Ruodlieb verstehen sich auf das Weidwerk. Und in dem Heldenruhme, mit dem unsere alte Dichtung den glanzvollsten Helden unserer Vorzeit umgibt, darf auch das Motiv der Jagd nicht fehlen: der Wälsung Siegfried endet sein verheißungsvolles Leben auf der Jagd.

Jagd und Krieg waren die Poesie des urdeutschen Lebens. Die christlichen Mönche, die uns einige wenige Reste heimischer Stabreimdichtung im 9. Jahrhundert aufgezeichnet haben, widerstreben aber dem germanischen Geist, entäußern sich der angestammten Eigenart so sehr, daß sie lieber die neuen Dichtungen von dem Welterlöser wieder und immer wieder abschreiben, als daß sie aus dem reichen Schatz heimischer Überlieferungen das wichtigste für sich und für uns gerettet hätten. Der Verlust ist unendlich groß. Wir ahnen seine Größe auch in einigen kleinen Verstrümmern, durch die Motive des Waldlebens hindurch schimmern. Man ist versucht, in drei Fragmenten, in denen Stabreim und Endreim sich mehrfach berühren, eine poetische

[1]) Vgl. S. 59 f.

Einheit zu erkennen. War es ein Gedicht von einem Kampf zwischen Eber und Hirsch? „Wo ein Kühner dem andern begegnet, da ist es schnell um die Schilde geschehen." Warum können sich diese beiden Verse nicht auf Hirsch und Eber beziehen? Man hat die übertreibende Schilderung des Ebers mit seinen ellenlangen Hauern und seinen baumlangen Borsten teilweise auf ein mythisches Tier bezogen, teilweise aus weidmännischen Aufschneidereien erklärt, die wir heute als Jägerlatein bezeichnen. Aber ebenso gut passen die Verse als Botenbericht in den Mund eines der kleineren Waldtiere, das dem Hirsch oder der Hinde die drohende Gefahr anzeigt. Das dritte Fragment, von dem wir hier reden, scheint den Schlüssel zu dem Rätsel der beiden ersten Fragmente zu geben. „Es raunte der Hirsch der Hinde ins Ohr." Mit Unrecht hat man in den drei noch folgenden Worten wilt du noh ein erotisches Motiv wittern wollen. Aber besser paßt es sicher in einen Zusammenhang, der von der Größe einer drohenden Gefahr ausgeht. An eine Ergänzung des Verses ist nicht zu denken, das wäre überflüssige Spielerei. Aber dann dürfen wir wohl der Hinde jene Verse in den Mund legen: „wo ein Kühner dem andern begegnet, da ist es schnell um die Schilde geschehen." So konnte die Hinde reden, als der Hirsch seine Absicht äußerte, dem angekündigten Eber entgegen zu gehen.

Wie man aber immer die drei Fragmente deuten will, so viel ist sicher, daß zwei derselben in den deutschen Urwald weisen. Da waren die alten Germanen heimisch. Die Jagd war ihr Lebenselement. Von der Jagd her bekamen sie ihre Namen. So alt wie das Germanentum ist, so alt sind Personennamen wie Wolfhart und Bernhart und Eberhart; den wilden Tieren des Waldes sollte der junge Germane an Kühnheit nachstreben; dann hatte er die Eigenschaften, die ihm zum Weidwerk frommten. So kann als Männername auch einfaches Wolf oder Eber auftreten, wie denn im angelsächsischen Beowulfepos Helden so heißen. In der Gotengeschichte des 5. Jahrhunderts begegnet ein Germane Namens Wisend (Uisandos Bandalarios Prokop I, 18), und dieser Personenname kehrt noch im Beginn des 13. Jahrhunderts in dem Namen eines höfischen Dichters wieder: der Ritter Wirnt von Gravenberg, ein Zeitgenosse Wolframs von Eschenbach, zeigt den Namen des Wisend in einer leichten Lautvariante.

Wenn so die altdeutsche Namengebung auf die Bedeutung der Jagd für das Germanentum hinweist, so liefert auch die Geschichte unserer Sprache noch weitere gleichwertige Zeugnisse. Unter den germanischen Worten, die der Römerwelt zufrühst bekannt geworden sind, gehören bezeichnenderweise einige in den Bereich des Weidwerkes. Zu nennen sind hier die schon von Cäsar überlieferten Namen des Auerochsen und des Elchs als ûrus und alcis, sowie reno als Bezeichnung für Pelzwerk, wie solches als Tribut oft von Germanien nach Rom wanderte. Für das germanische Altertum ist die ausdrückliche Angabe Cäsars nicht anzuzweifeln, daß Jagd und Krieg den Lebensinhalt der Germanen ausgemacht haben.

Aber wir dürfen nicht erwarten, daß das deutsche Mittelalter uns den vollen Inhalt einer Weidmannssprache überliefert hätte, wie solche gewiß immer mit dem edeln Weidwerk verschwistert gewesen ist. Überraschend früh treten bald nach der Mitte des 16. Jahrhunderts die ersten Versuche einer systematischen Darstellung der Jagdterminologie auf. So alt ist nicht einmal die Lexikographie unserer Mundarten. Nur das Rotwelsch der Bettler und Verbrecher ist schon früher eingehend studiert worden.

Doch können wir schon im 14. Jahrhundert bei den übrigen Germanen leise Regungen beobachten, die auf gelehrte Freude an lexikalischer Sammelarbeit schließen lassen. So hat damals ein Engländer mehr als ein Dutzend Namen des Hasen in wohlgesetzte Reime gebracht, und darunter müssen auch weidmännische Namen stecken. Derartige Synonymik in Versen mit Stabreim überliefern Eddahandschriften für Wolf und Bär, und wir sind abermals sicher, daß alte Jagdworte darunter sind.

In demselben Jahrhundert äußert sich in Deutschland die Freude am Weidwerk auch in unserer Literatur. Hatte schon das Nibelungenlied in der Schilderung der verhängnisvollen Jagd im Odenwalde die Freude der ritterlichen Gesellschaft am Weidwerk zum Ausdruck gebracht, so verfehlte auch Wolfram von Eschenbach nicht, die Jugend seines Haupthelden mit Weidmannsheil auszuschmücken; und Gottfrieds Tristan ist ein Meister der Jagd. So gehörte das Jagen zum Lebensinhalt und in die Lebensfreude der Ritterwelt. So entsteht in der Epigonenzeit des 14. Jahrhunderts die poetische Jagdallegorie und die prosaische Jagdpredigt.

Aus der kirchlichen Symbolik erwächst die mittelalterliche Allegorie zu einer beherrschenden Stellung. Selbst ein Dichter der Weltfreude, das Weltkind Gottfried von Straßburg, zahlt der Allegorie den Tribut. So erhebt sich mit dem Beginn des 14. Jahrhunderts unter den Epigonen einer größeren Vergangenheit eine neue Dichtungsart, um die Erfahrungen des Minnelebens unter dem Gleichnis der Jagd darzustellen. Das älteste derartige Gedicht ist die „Königsberger Jagdallegorie" (Haupts Zeitschr. 24, 259), das bedeutendste aber die bald darnach (um 1340) entstandene „Jagd" des bayrischen Ritters Hadamar von Laber. Nicht sehr lange darnach wird „die Jagd der Minne" (von Laßbergs Liedersaal Nr. 126) anzusetzen sein; darauf folgt noch im 14. Jahrhundert das Gedicht des Meistersingers Suchenwirt „das Gejaid."[1])

Auch die deutsche Predigt wird von den Motiven der Jagdallegorie angesteckt. Ein Zeitgenosse des Hadamar von Laber, der berühmte Mystiker Tauler, schildert die Versuchungen der Welt als eine Jagd, auf der ein edler Hirsch, der Christenmensch, durch die Hunde gehetzt wird. So hat Schönbach (Zeitschrift I 335) aus einer Grazer Handschrift den lateinischen Entwurf einer Jagdpredigt veröffentlicht, in die deutsche Weidmannsausdrücke eingeflochten sind.

Immerhin enthalten derartige Quellen manches Material für unsere Zwecke, und so kann man überhaupt für das deutsche Mittelalter, wenn man vereinzelte Anwendung von Jagdausdrücken mit in Anschlag bringt, einen leidlichen Vorrat von Kunstausdrücken feststellen.[2]) Und in demselben würde man für die Blütezeit des höfischen Lebens einen Umschwung in der weidmännischen Terminologie unseres Rittertums beobachten können, insofern um die Wende des 12. und 13. Jahrhunderts französische Modeworte auch im weidmännischen Bereich sich neben gute deutsche Jägerworte stellen.

Aber wie vielseitig und umfassend wird unsere Kenntnis der älteren Weidmannssprache im Zeitalter der Reformation!

---

[1]) Darüber vgl. Schönbach in der Zeitschrift für deutsche Wortforschung I 340.

[2]) Vom Ende des 14. Jahrhunderts stammt auch noch eine erste Quelle aus weidmännischer Feder, eine Abhandlung von den Zeichen des Rothirsches in Karajans Ausgabe von „Kaiser Maximilians I. geheimen Jagdbuch" (Wien 8158); vgl. Lembke S. 11.

Die Reformation hat eine erſte Blüte der deutſchen Grammatik gezeitigt, und es iſt völlig verblüffend zu ſehen, wie ein damaliger Sprachforſcher unſere Weidmannsſprache in ſeinen Bereich hat ziehen können. Das war der Grammatiker Elias Meichßner, und die 1541 erſchienene zweite Auflage ſeines grammatiſchen „Handbüchleins“ bietet die erſte ſyſtematiſche Darſtellung unſerer Weidmannsſprache. In ungeſuchter Einfachheit ſtellt Meichßner ohne lexikaliſche Geſichtspunkte ein reiches Material auf wenigen Seiten zuſammen. Sein ſchlichtes Verfahren erſchöpft den Gegenſtand einigermaßen, zugleich erhalten ſpäte Geſchlechter hier einen klaren Überblick über den Umfang des Weidwerks. Das kleine Denkmal verdient bei den Freunden des Weidwerks ebenſo viel Beachtung wie bei den Jüngern der deutſchen Sprachwiſſenſchaft. Es möge hier eine Stelle finden:

Etliche zierliche vnnd artliche wörter, deren
man ſich vff vnd zu dem weidwerck
gebraucht, einem ſchryber by Fürſten vnd herrn dienende hoflich
vnd nutzlich zu wiſſen.

Erſtlich zum vederſpil gehörig. Valcken. Jre Neſter heißen geſtend. Wann ſie gefangen, werden ſie gehenbt mit reuſchhauben. Vnd wann man ſie anfacht zu tragen, werden ſie erſt recht gehenbt. Jre gefeß heißt man geſchiech. Die kurtzen riemen wurffriemen. Die langen riemen das lang gefäß. Sie ſteen vff der hand oder ſtangen und heißt nit geſeſſen. Sie werden bericht, vnnd heißt nit zam noch heimlich gemacht. Man lockt vnd äzt ſie vff dem luder. Das luder gibt man vß. Man gibt jnen zu zeit gegen abent zu werffen, das iſt vff grob teutſch ein gewell. Wann ſie fliegen, heißt es geſtigen. Sie ſlagen die Reiger oder Antnögel von oben herab, je einer vmb den andern, vnd ſteigen dann wider. Wann ſie ichtz vahen, werden ſie vff dem das ſie genangen abgericht vnd geäzt. So ſie aber nichtz vahen, lockt vnd äzt man ſie auff dem luder. Sie werden gemeuſt, vnd heißen dann meußer valcken. Die großen valcken heißen Gernalcken. Jre Flügel werden genannt ſwingen. Wann ſie jrr werden, vallen ſie ein ander land yn, kurzer zeit vil meiln.

Blafuß. Vnd derglychen würt es mit den Blafueßen auch gehalten.

Hapch. Das mändlin iſt kleiner, heißt das häpichlin. Das weiblin iſt größer, das nennt man den hapch. Nota, vnd ſolichs iſt vnder allem vederſpil. Der hapch ſteet vff der hand oder ſtangen. Der hapch würdt lock oder bereit. So man den hapch äzt vnnd er gnug hat, ſagt man der hapch hat ein guten kropff. Item der hapch hat den kropff verdruckt, das iſt zu grobem teutſch verdewt aber vnweidmänniſch geredt. Man gibt jm ouch zu zeiten gegen der nacht ein gwell, wie dem valcken, das wirfft er morgens wider. Der hapch ſo der weidmann jne nachin fliegen läßt, heiſt es gerihen. Wann der hapch ein veldhun hinwegfürt, heißt

es geleittet. Vnnd wann man zu zeiten die hapch in ein fließend bächlin ſtelt zu baden, vnnd ſie trincken, ſo heißt es geſchöpfft. Item wann ſie zu zeit etlich ſwing oder ſwannfedern zerſtoßen oder zerſlagen, werden ſie mit andern erſetzt das heißt geſchifftet.

Von Jagen, hetzen vnd dem gwild. Der hirſch tritt in die brunßt, ſpringt, brölt, Hat ein gehürn mit großen ſtangen vnd vil enden, das nennt man ſunſt zincken, die werden gerechet nach der meiſten zal der end an einer ſtangen, ob gleich an der andern minder, alſo das die zal allweg gerad, wann ouch die end noch jung, ſind ſie genannt morchi oder kolben, daruß macht man ein Fürſten eſſen. Der Hirſch Sitzt, geet, iſt jagbar, würdt geſpürt, gſucht, gefunden vnd beſtetet, vnnd dem zu ſicherheit etlich rypper erbrochen. Der hirſch würdt geiagt, fleucht, iſt den hunden entloffen, iſt über das gezüg hinuß geſprungen, iſt in den wyger genallen, vnd darinn geronnen (das iſt geſwommen), iſt in die garn genallen, hat etlich möſch zerriſſen, hat ein ſeil genommen, würt erlegt oder nider gelegt (das iſt gefangen), würdt geſtochen, würdt gebürſcht (das iſt geſchoſſen), würdt geſchunden, hat ein huwt, würdt zerwürckt, ſweißt (dann der hirſch hat kein blut). Die hund werden mit ſeinem ſweiß gepfneiſcht oder gepaßt. Das zimmer oder zemer iſt das hinterteil vff dem rucken. Die bueg heißen knöpff. Die ſeitten von einem hirſch heißen krieben oder wänd. Das krütz iſt ein bein in des hirſchen hertz. Der zain vom hirſchen iſt zu etlicher artzney gut. Der hirſch hat löuff, klawen vnd nit füß. Das gwild ſetzt. Die jungen heißt man hinden kälber. Die jungen hirſch ſpißhirſch. Das wiltpret würt gebeißt, vnd das heißt man ein ſultz. Alles gewilt vernimpt, das heißt man ſunſt gewittert. Item der jäger jagt im horn.

Von den Rehern. Das Mändlin nent man einen bock. Das Wyblin ein geiß, vnnd die jungen heißen Rechkitzlin. Das Rech ſchreyt, ſpringt, würdt gehetzt, felt in ein garn, würdt gefangen, würdt gnickt oder gewürgt vnd nit geſtochen, hat ein fel vnd kein huwt, das würdt jm abgezogen. Das Rech würdt zerwürckt. Des Rechs ſweiß iſt gut zu einem pfeffer. Ein ſlegel von einem Rech iſt der hinderlouff, gut zu braten. Ein bug von einem Rech iſt vornen. Eins Rechs hals vnnd kopff ſind Jägerrecht, gehörn in den pfeffer. Alles hoch vnd rot gwild ſo es ſich reynigt heißt es geſloſſet.

Von den Schwynen. Man macht ein haag. Bindt ſeyler an. Stellt garn vnd wörtücher. Die ſuw würdt gehetzt, ſtryt mit den hunden oder würdt von den hunden geſtelt. Die ſuw loufft, nimpt ein ſeil, hat ſcharpffe waffen, frißt oder erſlecht vil hund oder leut, würdt geſtochen. Ein alte Suw heißt ein howend Swyn. Ein zweyjärig Swyn ein becker. Ein Swynsmutter ein Leen oder bach. Ein junge Suw ein friſchling. Sie all haben köpff vnd leuff oder hammen.

Von den Beern. Der Beer brompt, geet, frißt, würdt geiagt. Der Beer würdt geſtochen. Der Beer ertruckt vnd frißt viel hund. Der Beer hat ein huwt, würdt geſchunden. Des Beers füeß heißen tatzen, iſt ein Fürſten eſſen.

Von Füchßen. Der Fuchs Billt, Trabt, Rayet. Ein garn würdt geſtellt. Der Fuchs würdt von dem ſtrick mit den hunden gehetzt, in das Garn gehefft, erſlagen oder von den hunden erwürgt, geſtreifft vnd nit geſchunden. Der Fuchs hat ein balg vnd kein huwt. Der Fuchs hat

klawen vnd nit füeß. Dem fuchs werden zu zeiten kügelin gelegt, die nimpt er, dauon er stirbt. Der fuchs würdt etwan mit einer vallen oder selbs geschoß gfangen. Oder in der wollfs gruben gefunden.

Vom Hasen. Der haß Schreyt. Der haß färt. Garn vnd federgericht werden im gestelt. Der haß würdt von dem strick mit den hunden gehätzt, in dz garn geheßt, oder (wie wol vnweidisch) mit dem laußen daryn geschreckt, gnickt oder von den hunden erwürgt, zerrißen, gestreift vnd nit gschunden. Der haß hat ein balg vnd kein huwt, leuff vnd nit füß, zwen spring.

Von Wolffen. Der Wolf heült, frißt, zerreißt, trabt, hotzt oder loufft, würdt gehetzt, geiagt, gefangen, würdt von den hunden erbißen, erwürgt, hat ein huwt die würdt jm abgestreifft. Sein maul heißt ein gebiß. Seine füeß werden genennt klawen. Er würt ouch in einem garten oder einer gruben (hierzu gebeißt) gefangen. Die Wölffin traiben und welffen. Nota, wann ein nüwgereit, so ist allwegen gut jagen und hetzen.

Vom Bomrüter. Die wilden katzen, hoflich genennt Bomrüter. Aber die heimischen tachmarder, ramlen, werden von den hunden gefangen vnnd erwürgt, oder vff den boumen erschoffen, haben balg vnd klawen oder pfouten.

Diese erste systematische Darstellung weidgerechter Sprache hat Meichßner wohl nicht selber verfaßt, sondern einer älteren, aber verloren gegangenen Aufzeichnung vom Beginn des 16. Jahrhunderts entnommen. Man darf von ihr keinen Aufschluß erwarten über die landschaftlichen Verschiedenheiten, die gewiß damals wie noch heute über das deutsche Sprachgebiet hin bestehen. Wenn man bedenkt, daß es im 19. Jahrhundert lexikalische Bearbeitungen der Weidmannssprache von sehr beträchtlichem Umfange gibt, erwartet man natürlich auch von den wenigen Blättern der Meichßnerschen Grammatik keine erschöpfende Leistung. Trotz derartiger Einwände ist dieser erste Versuch ein wirklich erfreulicher Anfang sprachlicher Arbeit auf diesem Gebiete, und im Verlauf des 16. Jahrhunderts wie im 17. Jahrhundert haben jüngere Darstellungen daher ihre Anregungen genommen. Indem man anfängt, in deutscher Sprache das gesamte Weidwerk zu behandeln, wächst natürlich auch unsere Kenntnis des Wortmaterials, und so treffen wir am Ende des 17. Jahrhunderts einen ersten lexikalischen Versuch, der die Weidmannssprache in die landläufige Reihenfolge des Alphabets auflöst. Auch dieser Versuch erschöpft den Gegenstand nicht. Der Verfasser dieses Glossars ist Johann Täntzer, der im Jahre 1682 die gesamte Jägerei unter dem Titel „der Dianen hohe und niedere Jagtgeheimnüß" dargestellt hat. Er beginnt sein umfangreiches Werk mit einem Glossar von 6 Folioseiten Um-

fang. Es wird ſich verlohnen, daraus einige Proben in der Reihenfolge hier abzudrucken, in der ſie bei Täntzer erſcheinen. Man wird ſich ſchnell überzeugen, daß Meichßners Verfahren auf geringerem Raum kurz und bündig ein weit erheblicheres Wortmaterial vorführt. Aber jede Syſtematik von Wortmaterialien wird ſchließlich immer auf die alphabetiſche Ordnung hindrängen. Auch wird der Freund der löblichen Jägerei, wie der Liebhaber unſerer Mutterſprache in einer Reihe von Artikeln Weſen und Inhalt der Weidmannsſprache erkennen können. Hier alſo einige Proben davon:

Augenſproſſe, nennet man das unterſte erſte Ende, an einer Hirſch-Stange, welche dem Hirſch nechſt über dem Auge heraus gewachſen.

Ääſen, heißet man es, wann das Rothwiltpreth frißet, nemblich es ääßet ſich.

Affterklauen, nennet man die zwey kleine Klauen, ſo den Hirſchen, Wiltpreth, Sauen, und mehr Thieren, Hinten an den Läuften über den Paln heraus gewachſen, oder heraus ſtehen.

Eine Bache iſt ein Schwein, weibliches Geſchlechts, welche Junge zeyget, oder zum wenigſten tüchtig darzu.

Einen Bau, nennet man ein Fuchs- oder Tachs-loch.

Eine Bluhme nennet man die Spitze an des Fuchſes Schwantz.

Ein Ende, iſt eine Spitze von eines Hirſches Gehörn.

Ein Ende, nennet man auch eine Spitze von eines Rehebocks Gehörn.

Ein Eyßbein, wird ein halb Theil von den Schloße eines Thieres genandt, wann aber beyde noch beyſammen, ſo heiſt es das Schloß.

Eine Fertte, iſt eine Spuhr oder Tritt, da ein wildt Thier im Erdboden getretten, daß man es erkennen kan.

Feeſt, heiſt man das Fett an den wilden Thieren.

Ein Fröſchling, heiſt ein jung wildt Schweingen im erſten Jahr, dergleichen im andern, Jährige Fröſchlinge.

Gehörne, Geweyhe. Sind die Hörner vom Hirſche, die Hörner aber ſo die Rehebocks tragen, heißen eines Rehebocks Gehörne, und kein Geweyhe.

Gefallen, ſagt man, wann ein Hirſch oder ander Thier geſtorben, nemblich der Hirſch oder das Thier iſt gefallen.

Gewehr, nennet man der Sauen: und anderen Thieren, ſo beyßend ſind, ihre Fangzehne.

Gänge, ſagt man von den Thieren oder Hunden, ſo wohl lauffen können.

Eine Gute Naſe, ſagt man hat der Hund, welcher die Ferte richtig verfolget.

Ein Hirſchkalb, iſt ein jung Hirſchgen, wird im erſten Jahr alſo genennet.

Ein Hauentſchwein, heißet ein volnkommen groſſes Schwein, männliches Geſchlechts, welches 4 Jahr und drüber Alt iſt.

Hauen nennet man es, wann ein Bieber einen Baum umbbeyßet.

Krohne, heiſt, wann ein Hirſch drey, auch mehr Enden, Oben auff einer Stange hat.

Kolben, heißen, des Hirſches ſein Gehörne, ſo lange ſie wachſen, und noch weich auch nicht volnkommen ſein.

Kämpfen, ſagt man, wann ſich zwey Hirſche mit einander ſtoſſen, nemblich die Hirſche kämpfen.

Ein Keyler, heiſt ein jung Wildſchwein, männliches Geſchlechts, daß über ein Jahr und biß ans dritte Jahr alt iſt.

Ein Keſſeljagen, iſt ein Jagen, daß rund eingeſtellet iſt.

Einen Käſſel, nennet man den Orth in einen Tachsbau, da Sie recht liegen, und ihr Lager gemacht haben.

Ein Leithhundt, iſt ein Hundt, dem man im Gebrauch allezeit führet, und dann nicht loß läſſet.

Ein Laufft, iſt ein Bein von einen Hirſch oder andern wilden Thier.

Eine Lunge, nennet man das Geſchlincke (nemblich der Lunge und Leber) von roth und ſchwartz Wiltpreth, von den Wolffen oder Füchßen aber, nennet man es eine Lunge.

Loſung, nennet man den Koth, eines wilden Thieres.

Ein Lager, wird genennet die Stelle, daranff ein wildt Thier gelegen, oder ein Haaſe geſeſſen.

Ein Männichen, macht ein Haaſe, wann er nur auff den Hinterſten Läufften ſitzet, und hält die foderſten in die Höhe, dergleichen thut auch ein Bäär.

nachhängen, ſagt man, wann man einen Hirſch mit den Leithhunde nachſuchet.

Ein Nachſtellen heiſt, wann man des Nachts vor einen Holtze (wan das Wiltpreth heraus in die Felder) herſtellet, damit es da nicht wieder hinein kommen, und in ein ander begehrtes Holtz ein lauffe.

Paln, nennet man, die unter des Hirſches Läuften, verhandenen Sohlen.

Eine Roſe, heiſt der krauſpene Rinck, der unten umb eine Hirſch-Stange iſt, wie ſie dann auch zu ſehen, wann die Hirſche ſolche auff dem Kopffe tragen.

Eine Röhre, heiſt ein Fuchs-Loch oder Tachs-Loch.

Eine Spuhr iſt, da ein Thier auf den Erdboden getretten, daß man es erkennen kan.

Schweiß heiſt Blut.

Ein Schmahlthier, heiſt man eine junge Hindtin, die meiſt zwey Jahr alt iſt, und noch nicht volnkommen.

Ein Spießhirſch iſt ein Hirſch der ſeine erſte Gehörner noch traget, oder nur zwey Spieße aufgeſetzet hat, ohne andere Enden.

Ein Stückwilt nennet man auch ein Thier oder eine Hindtin.

Eine Stange, nennet man eines Hirſches abgeworffenes Horn alleine.

Tatzen, werden des Bährs ſeine Füſſe genennet.

Ein Thier, nennet man auch ein ſtück Wild oder Hindtin.

Ein Tückicht iſt ein Orth, der mit ſehr tücken Sträuchern und jungen Holtz bewachſen.

Vorgreiffen, mit den Leithhunde, iſt umb: oder in einen Holtze herumb ziehen, zu vernehmen, ob das Wildpreth, welches an einen Orthe hinein geſpühret darzwiſchen bleibe.

Würgen ist, wenn sich die Hunde, Wölffe oder Füchse beißen, da sagt man, sie würgen einander.

Ein Wildkalb, ist ein jung-stück Wild oder Hindtin, im ersten Jahr also genennet.

Ein Wiedergang, thut ein Hirsch, auch ein Haase, das ist, wann sie ein wenig auff ihrer hingegangenen Spuhr gleich darauff wieder zurücke gehen.

Wechseln, sagt man von allen wilden Thieren, wenn sie von einem Orth oder Holtz zum andern gehen, nemlich sie wechseln da oder dorthin.

Zu würcken, heist einen Hirsch, Stückwild oder Rehe die Haut abziehen.

Das 18. und 19. Jahrhundert hat eine große Fülle von Gesamtdarstellungen des Weidwerks und damit zugleich auch immer eine hübsche Anzahl von Wörterbüchern der Weidmannssprache hervorgebracht. Was derartige Werke der deutschen Sprachwissenschaft und Wortforschung bieten, findet sich lexikalisch verarbeitet zusammen in dem „Wörterbuch der Weidmannssprache", das Joseph und Franz Kehrein im Jahre 1871 für Jagd- und Sprachfreunde aus den Quellen bearbeitet haben. Ein Sprachfreund und ein Jagdfreund, Vater und Sohn, haben sich zu einer glücklichen Vereinigung hier zusammen gefunden und eine nahezu erschöpfende wortgeschichtliche Behandlung des weitschichtigen und weit zerstreuten Sprachschatzes der Jäger geliefert.

Das Sprachmaterial des Weidwerks hat eine gewisse innere Verwandtschaft mit den Grundzügen der Sprache des fahrenden Volkes. Wie Landstreicher und Hausierer, in deren Kreisen das Rotwelsch eigentlich daheim war, im Verkehr mit der Natur alltägliche Dinge neu benennen, die in unserer Gemeinsprache nur blasse und farblose Bezeichnungen tragen, deren sinnlicher Inhalt seit alten Zeiten unkenntlich geworden ist, so vermeidet auch die Weidmannssprache gern die alltäglichen Worte zu Gunsten von eigenartigen Neuschöpfungen, die den Begriff klarer andeuten. So farblose Worte wie Auge und Ohr, die nur dem Sprachforscher vielleicht einen Inhalt verraten, müssen in den beiden Sprechweisen Wörtern von etymologisch klarem Inhalt Platz machen. Was alte rotwelsche Quellen wohl Scheinling nennen, heißen die Jäger beim Wild Lichter oder Seher, die Ohren sind rotwelsch Lußlinge (d. h. Lauschlinge) und in der Jägersprache Luscher oder Lauscher. Den Grifflingen „Fingern" der Gaunersprache entspricht weidmännisch

Griffe für die Klauen der Raubvögel. So heißt die Zunge weidgerecht Lecker oder Graser, das Maul bei Hirschen und Rehen provinziell Schmecker und die Füße bei den Feldhühnern Tritte, bei langbeinigen Vögeln Ständer. Für „sehen" sagt der Jäger äugen.

Sinnliche Anschauung liegt auch in der Übertragung von Löffel für die Ohren des Hasen, Schüsseln für die des Rotwilds, Blume für den Schwanz des Hirsches und des Hasen; und ähnlich nennen die Jäger die Füße der Schwimmvögel Ruder, den Bau des Bibers oder der Fischotter Burg. — Anschauliche Vermenschlichung ist es, wenn man von den Armen und Händen des Bären und den Fingern des Habichts und des Falken redet.

Mit der Volkssprache teilt unsere Sprechart die Fähigkeit, die Tierstimmen mit menschlichen Lauten anzudeuten. Besonders Vogelstimmen zeichnen sich in der Vielgestaltigkeit der Naturnachahmung aus: Die wilde Taube ruckst. Die Haselhühner spissen, d. h. rufen sich während der Balzzeit; sie pisten, indem sie sich außer der Balzzeit rufen. Die Schnepfen quarren oder pützen in der Balzzeit. Der Auerhahn knappt oder schnalzt, ehe er schleift. Die Rebhühner rufen. Der Krammetsvogel schackert. Die Drosseln schnippen zur Warnung bei drohender Gefahr. Der Fasanenhahn zippt. — Auch bei dem übrigen Wild zeigen sich einige Schallnachahmungen: der Hirsch trenzt, wenn er nicht aus lautem Halse schreit, sondern sich nur dann und wann hören läßt; er schreit, röhrt, orgelt oder meldet in der Brunftzeit. Alt- und Schmaltiere mahnen in der Brunft. Die Rehe schmälen, melden oder schrecken. Die vom Bock gejagten Schmalrehe oder die jungen Rehe fiepen. Der Fuchs bellt oder keckert.

Weidgerechte Sprache verwendet auch einige Eigenschaftsworte als feststehende Auszeichnungen für einzelne Wildsorten, wenn man vom prächtigen Hirsch, von der groben Sau, vom ritterlichen Eber reden muß. So treffen wir auch einige Worte unserer Gemeinsprache in besonderer Verwendung: Himmel nennt man das Netz, das beim Fangen der Feldhühner mit dem Treibzeug von einem Geleiter bis zum andern gestellt wird. Hosen heißt die Federbekleidung der Schenkel und Ständer des Adlers. Rüde ist der männliche Fuchs. Schaufeln heißen auch die beiden Vorderzähne des Hirsches. So kann es uns

nicht auffallen, daß die Weidmannssprache einige Worte aufweist, die in anderen Berufssprachen mit anderen Bedeutungen vorkommen: Kanzel ist in der Jägersprache der Sitz auf einem Baum, um von da aus Wild zu schießen, auf rheinischen Flößen aber ein Gerüst als Standort des Steuermanns.

Nicht so oft wie in anderen Berufssprachen betätigt sich Scherz und Laune wortschöpferisch. Es fehlt aber auch hier nicht an einigen schönen Beispielen: das Mahl nach einer Treibjagd nennt man das Schüsseltreiben in Anlehnung an Kesseltreiben. Schwanenhals heißt eine eiserne Fuchsfalle. Schneider werden scherzweise geringe Hirsche genannt. Mit Hosenflicker bezeichnet man die hauenden Schweine. Man redet von dem Kirchgang des Hirsches, wenn er gemach zu Holze geht. Lehrprinz hieß der Forst- und Jagdbediente, von welchem die dem Forst- und Jagdfach sich widmenden Jünglinge Unterricht erhielten. Edelknabe ist ein Hirsch von 8 Enden, der demnächst jagdbar wird. Wenn ein Schrotschuß den Hasen oder Fuchs nur gestreift hat, und viel Wolle oder Haare auf dem Anschuß liegen geblieben sind, so sagt man, der Hase oder Fuchs sei gekämmt. Und wenn Fahne der Schwanz des Eichhörnchens ist, könnte dann das Hasenpanier nicht eigentlich aus der Weidmannssprache stammen, obwohl keine alte Quelle es als weidgerecht anspricht?

Was wir hier zumeist nach Kehreins Wörterbuch im wörtlichen Anschluß an die darin verarbeiteten Quellen zur Charakteristik der Weidmannssprache geboten haben, sind nur geringe Andeutungen aus einem überreichen Material. Aber so umfangreich auch der Wortschatz der Weidmannssprache ist, so versagen uns doch alle Quellen der Vergangenheit einen Einblick in die landschaftlichen Unterschiede; denn solche müssen bestehen und immer bestanden haben, wie z. B. der norddeutsche Weidmann von Rehkälbern und Ricken redet, während der süddeutsche von Kitzen und Geißen spricht. Es liegt in der Natur der Sache, daß z. B. die Gemsjagd einen wesentlich alpinen Wortschatz und die Jagd auf die See- und Sumpfvögel der norddeutschen Küsten einen wesentlich plattdeutschen Charakter haben muß. In dieser Richtung bleibt alles noch zu tun, und so sehen wir hier wie sonst die Unerschöpflichkeit der Sprachprobleme.

Vielgestaltig wie die große Natur ist die Sprache und ihr

Leben. Aber der Fülle der Erscheinungen gegenüber ist die Schulweisheit der Sprachforscher immer hilflos und ohnmächtig, wenn nicht alle Freunde der Muttersprache durch die deutschen Lande hin Hebel und Schrauben mit ansetzen. Von dem Sprachgut der Mundarten und der Berufssprachen der Gegenwart ist erst ein kleiner Bruchteil bekannt geworden. Daran sind aber nicht die Freunde und Verehrer der Muttersprache schuld, die Zeit und Kraft und Arbeit immer gerne einer großen Aufgabe widmen möchten. Hätten wir eine Sammelstelle, ein Reichsinstitut der deutschen Sprache — es würde alle Sprachforscher und alle Sprachfreunde zu gemeinsamer Arbeit im Dienst unserer Muttersprache vereinigen. Erhalten wir dereinst einen solchen Mittelpunkt für unsere Studien, dann kann die deutsche Sprachwissenschaft unserem Vaterlande Heil und Segen bringen.

X.

Ein Reichsamt für deutsche Sprachwissenschaft.

Das Jubelfest der Berliner Akademie der Wissenschaften im Jahre 1900 hat dem deutschen Volk eine freudige Überraschung gebracht. Es hat uns gezeigt, wie Preußens König gewillt ist, der deutschen Sprachforschung neues Leben zuzuführen, indem er für sie eigene Sitze in der königlichen Akademie der Wissenschaften schuf. Berufenere unter den Sprachforschern haben bisher geschwiegen, und der nationalen Tat des Kaisers ist der Dank der Sprachforscher für die ehrenvolle Auszeichnung ihres Arbeitsgebietes bisher nur im stillen gefolgt. Wollen wir aber unsere Dankbarkeit in Tat umsetzen, so haben wir die Frage zu prüfen, was nach unserer Meinung der deutschen Sprachwissenschaft not tut. Es kann für die Zukunft der deutschen Sprachforschung nur aufklärend wirken und ist ohne Zweifel den maßgebenden Kreisen nur willkommen, wenn Sprachforscher von Beruf, die mitten in den Aufgaben stehen, zu Wort kommen, wo es gilt, Zukunftsplan und Arbeitsprogramm zu beraten. Daß nur ein öffentlicher Meinungsaustausch über solche Dinge zu ernsthaft sachlichen und unpersönlichen Anschauungen führen kann, dazu hoffe ich mit dem Plan einer Reichsanstalt für deutsche Sprachwissenschaft die Anregung zu geben.

Schon oft sind Pläne entworfen, um Sammelpunkte deutscher Sprachforschung zu gründen. Wie oft ist die Frage nach einer deutschen Akademie im Ernst und im Scherz erörtert? Diese Frage ist für die heutige Zeit unlösbar. Aber wir dürfen wohl nach den Gründen suchen, warum sie immer wieder auftauchen kann. Und da ist zweierlei klar: Einmal sind eine Reihe großer

Aufgaben zu lösen, die über die Kräfte des Einzelnen hinausgehen. Und dann fehlt den deutschsprachlichen Studien jeder Mittelpunkt.

Was Ranke über den Plan einer deutschen Akademie gedacht, hat Alfred Dove im letzten Band der Werke mitgeteilt. Unter die Aufgaben, die die deutsche Sprachwissenschaft zu lösen hat, stellt er die Ausarbeitung eines Wörterbuchs der heutigen Schriftsprache voran. Andere haben andere Aufgaben betont, so Hermann Grimm ein Goethewörterbuch. Aber solch große Aufgaben, die der Lösung harren, haben etwas gemein, was schließlich durch die wissenschaftliche Arbeit auch auf anderen Gebieten sich wiederholt: die großen Aufgaben übersteigen durchaus die Kräfte eines Einzelnen. Darum haben auch andere Gebiete der Geisteswissenschaften ihre Mittelpunkte, in denen die verschiedensten Fäden zusammenlaufen, die mannigfachsten Bestrebungen ihren Ruhepunkt haben. Wir sehen in Rom und Athen archäologische Institute, in Florenz ein Kunstinstitut; die Geschichtswissenschaft hat ihre Sammel- und Mittelpunkte.

Leider hat es sich schon fühlbar gemacht, daß der deutschen Sprachwissenschaft ein Mittelpunkt fehlt. Mit Bewunderung und mit Neid sehen wir deutsche Sprachforscher jetzt den großen lateinischen Thesaurus zur Tat werden; wir ahnen, daß das großartig organisierte Unternehmen mit Sicherheit und mit großem Gewinn fortschreitet, während die deutsche Sprachwissenschaft es auf Jahre hinaus gar nicht wagen darf, ein gleich bedeutsames Werk für unsere Muttersprache in Angriff zu nehmen. Aber worin sich das Fehlen einer deutschsprachlichen Zentrale bisher schon so empfindlich gezeigt hat, das ist die Geschichte des großen Grimmschen Wörterbuches. Es begann 1852 zu erscheinen, 1863 starb Jacob Grimm. Wir alle glaubten früher, spätestens mit dem Ende des 19. Jahrhunderts würde das große Werk vollendet sein. Aber noch heute kann niemand absehen, wann das Ende sein wird. Hätten wir ein Reichsinstitut für deutsche Sprachwissenschaft gehabt — ich zweifle nicht, daß das Erbe Jacob Grimms schon längst unter Dach und Fach wäre. Und wenn wir uns erinnern, wieviele Jahre für das Erscheinen des großartigen lateinischen Thesaurus in Aussicht genommen werden, so kann man im Ernst auch heute die Frage aufwerfen, ob dem Grimmschen Wörterbuch nicht noch ein Reichsamt zu wünschen ist, das es

unter seiner Obhut dem Ende glücklich zuführte. Jedenfalls muß man fürchten, daß der Thesaurus linguae latinae vor dem Grimmschen Wörterbuch abgeschlossen sein wird.

An große neue Aufgaben, die den monumentalen Werken anderer Geisteswissenschaften entsprechen, kann vor dem Abschluß des Grimmschen Wörterbuchs nicht gegangen werden. So ist der Stand des Grimmschen Wörterbuchs hemmend für die gesamte deutsche Sprachforschung. Es ist nicht meines Amtes zu fragen, wie es kam, daß das Erbe, das der große Begründer der deutschen Sprachforschung hinterlassen hat, noch unvollendet ist. Sicher ist, daß nach wie vor die deutsche Sprach- und Altertumsforschung sich der Aufmerksamkeit der Gebildeten erfreut. Die große Blüte des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins zeigt, wie in weiten Kreisen die Pflege der Muttersprache liebevolles Verständnis findet; ich darf vielleicht auch hinzufügen, daß mein etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache keine 6. Auflage erlebt hätte, wenn das Interesse der Gebildeten an deutscher Sprachforschung fehlte. Gestehen wir ruhig, daß der Mangel einer wohl geleiteten Zentralstelle allein auf den Fortschritt des nationalen Werkes so nachteilig eingewirkt hat.[1])

Ich habe einmal die handschriftlichen Zusätze durchsehen dürfen, die Jacob Grimm in sein Handexemplar der ersten Bände seines Wörterbuchs eingetragen hat. Welcher Reichtum an neuem Ertrag, den der große Meister in seinen letzten Lebensjahren für spätere Verwertung niedergeschrieben hat. Aber das liegt alles brach darnieder; kaum daß der eine oder andere Eingeweihte die sauberen Blätter bewundert hat. Hätten wir eine Zentralstelle für deutsche Sprachforschung — ich zweifle nicht, die Arbeit des Gründers der deutschen Sprachforschung wäre auch in diesem Fall der Nation wohl schon erschlossen. Auch andere handschriftliche Schätze ähnlicher Art ruhen in den Bibliotheken und harren der Prüfung und Sichtung. Eine Reichsanstalt allein kann durch planmäßiges Sammeln und Prüfen den großen Aufgaben vorarbeiten, die doch einmal gelöst werden müssen.

Ich bin weit davon entfernt, die Aufgaben festzulegen, die ein solches Reichsinstitut zu lösen hätte. Ich will nur sagen,

[1]) Ich hatte schon 1899 im Anschluß an die Mitteilungen, die über den Stand des lateinischen Thesaurus in die Öffentlichkeit drangen, Gedanken über eine zukünftige Reichsanstalt zu Papier gebracht.

daß es Aufgaben zu lösen gibt. Und eine solche Anstalt würde vollauf zu tun haben. Die Öffentlichkeit wird oft mit sprachlichen Fragen so lebhaft erregt, daß es den Behörden zur Pflicht wird, einzugreifen. Vor acht Jahren wurde eine allgemeine deutsche Reichsaussprache zu einer Tagesfrage gemacht. Eine solche Frage mußte auch die Schulbehörden und weiterhin die sämtlichen Kultusbehörden beunruhigen; die Sprache des Gottesdienstes kam in Frage. Aber wo liegt die fachmännische Prüfung und Begutachtung für die staatlichen Behörden? Eine solche Begutachtung, wenn sie aufklärend wirken soll, muß natürlich öffentlich geschehen.

Immer von neuem erschallt der Ruf nach einer verbesserten Rechtschreibung; das Publikum wird beunruhigt, die Behörden wissen nicht ein und aus. Dann wieder verstummt der Ruf, aber die Sache selbst ist nicht geklärt. Hätten wir ein Reichsinstitut, so würden die Behörden beraten, sein und die Öffentlichkeit würde durch fachkundige Belehrung beruhigt und aufgeklärt.

Ich habe zwei naheliegende Fälle herausgehoben, in denen sich das Fehlen einer Reichsanstalt überall bemerklich macht. Ich könnte daran erinnern, welch Aufsehen die Rechtschreibung des Bürgerlichen Gesetzbuchs unter den Freunden der orthographischen Frage gemacht hat. Vom Bürgerlichen Gesetzbuch aus schien uns eine neue Rechtschreibung zu drohen. Eine Reichsanstalt hätte bei so bedeutsamen Schöpfungen nach der rein sprachlichen Seite hin oder, wenn man lieber will, nach der Rechtschreibung hin darüber zu wachen, daß keine willkürliche Neuerung eingeführt wird oder daß jeder Neuerung eine bewußte Absicht zugrunde liegt, die auf gewissenhafter Prüfung beruht.

Ich könnte noch viele Fälle anführen, in denen ein Reichsamt für deutsche Sprache in Tätigkeit zu treten hätte. Jeder Sprachforscher weiß davon zu sagen, daß er Behörden oft Auskunft zu geben hat über sprachliche Dinge. An Tätigkeit würde es dem Reichsamt nicht fehlen, wie es niemand an Tätigkeit fehlt, der den guten Willen zur Arbeit besitzt. Aber Hauptaufgabe müßte es sein, solche Pläne vorzubereiten und auszuführen, die über die Kraft des Einzelnen, über eine Einzelaufgabe hinausreichen. Und in allen Wissenschaften gibt es derartige Aufgaben.

Solche Gedanken beschäftigen den deutschen Sprachforscher,

der von weitem das planmäßige Wachsen des lateinischen Thesaurus verfolgt. Ein ungünstiges Geschick hat nach Jacob Grimms Tod dessen großes Werk betroffen, das durch die Teilnahme der weitesten Kreise gehoben und getragen wurde. Ich darf es wohl — nachdem ich selbst viele Jahre auf dem Gebiet der deutschen Sprachwissenschaft tätig bin — einmal öffentlich aussprechen, was der deutschen Sprachforschung not tut. Es tut der deutschen Sprachforschung not, daß durch Schaffung einer Zentrale die große Aufgabe, die der Vollendung wartet, glücklich zu Ende geführt wird und neue Aufgaben, die die Kräfte des Einzelnen übersteigen, eingeleitet und vorbereitet werden.

Die sprachlichen Aufgaben, die unsere Zeit zu lösen hat, sind so vielseitig, daß jeder Freund der Muttersprache Wünsche und Anregungen geben kann. Ich will noch eine dringliche Aufgabe hier zur Sprache bringen. Wer sich mit deutschen Mundarten beschäftigt, weiß davon zu sagen, daß sie zwar in allen Landschaften fortleben, so oft man schon von ihrem Untergang gesprochen hat, daß es aber doch seine Richtigkeit hat, wenn man vom Aussterben zahlreicher mundartlicher Erscheinungen liest. Überall bestätigt es sich, daß die Sprache des jüngeren Geschlechts, zumal bei der ländlichen Bevölkerung, sich erheblich von der Sprache der älteren Leute entfernt. Die Unterschiede erstrecken sich auf Lautgebung und Wortschatz. Wie oft sind durch die Schule, durch den Militärdienst, durch die allgemeine Freizügigkeit die besonders charakteristischen Worte der Mundarten verklungen! Wer darauf achtet, ist oft verblüfft, wie siegreich die Schule der Mundart zu Leibe geht. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß der Geist der Nivellierung, der die Gegenwart beherrscht, auch den Mundarten viel von ihrer Frische und Farbe rauben wird. Er hat bis heute schon genug geraubt. Aber wir dürfen hier auch eine Aufgabe des Reichsamts festlegen: das Reichsamt hätte durch planmäßiges Vorgehen dahin zu arbeiten, daß alle Teile Deutschlands gleichmäßig durch umfassende Erhebungen mundartlich beschrieben würden. Gerade in diesem Hinblick vermissen wir wieder eine Zentrale. Das heutige Wissen über deutsche Mundarten ist rein zufällig. Wo sich ein Bearbeiter findet, haben wir eben mundartliche Arbeiten, die unsere Kenntnisse des deutschen Sprachganzen mehren. Aber für verschiedene Land-

schaften fehlen bisher Einzeldarstellungen. Ein wirklich planmäßiges Vorgehen könnte man nur von einem Reichsinstitut erwarten.

Man wende hier nicht ein, daß der große Sprachatlas des Deutschen Reichs von Professor Wenker in Marburg diese Aufgabe schon erfüllt. Ich bin ein Bewunderer des großartigen Werkes; ich halte es für die größte deutschsprachliche Leistung, die unser Geschlecht hat entstehen sehen, und wir Sprachforscher haben allen Grund, der Reichsregierung dankbar zu sein, daß sie der Wissenschaft die Lebensarbeit Wenkers zugänglich macht. Aber neben diesem Werk mit eigenem Programm brauchen wir noch weitere planmäßige Arbeit für unsere Mundarten. Ich will noch daran erinnern, daß die Wiener Universität ein Institut oder Seminar für die Aufnahme der Mundarten eingerichtet hat. Auch das Deutsche Reich sollte eine solche Zentralstelle haben, damit Plan und Ordnung in die Erforschung unserer Mundarten kämen.

Weiter wäre die Erforschung der Standes- und Berufssprachen in den Arbeitsbereich des deutschen Instituts zu ziehen. In dieser Richtung hat die Facharbeit eben begonnen, fast alles hat erst noch zu geschehen. Aber auch diese Arbeit übersteigt vielfach die Kraft des Einzelnen. Ohne in das Nähere einzugehen, darf ich wohl erwähnen, daß eine derartige Sprechart, die ich gerade bearbeite, mich so viel Reisen gekostet hat, daß ich kaum glaube, in dieser Richtung viel Nachfolge zu finden.

Man wird vielleicht die Befürchtung mir entgegenstellen, daß mit dem deutschen Institut gleich ein Rückgang der deutschen Sprachwissenschaft eintreten könnte, die deutsche Philologie würde sich dann von den sprachlichen Aufgaben abwenden und diese dem Reichsinstitut überlassen. Es hieße an der Zukunft deutscher Wissenschaft zweifeln, wollte man befürchten, unsere Reichsanstalt könne ähnlich wie die Crusca und die Académie française mit ihren sprachlichen Aufgaben der Verknöcherung anheimfallen und schließlich verfallen. Ich glaube nicht, daß solche Befürchtungen bei Zentralisierungen auf anderen Gebieten herrschen. Im Gegenteil, je lebhafter in den Zentren gearbeitet wird, um so mehr wird die deutsche Sprachwissenschaft sich immer neue Freunde erwerben. Bisher hat sich die deutsche Sprachwissenschaft — unbekümmert um Gunst und Ungunst, deren sie sich

dann und wann und da und dort zu erfreuen hatte — die angesehene Stellung im Bereich der Wissenschaften gewahrt, die ihr Jacob Grimm erarbeitet hat. Sollte bei günstigeren Auspizien, die in des Kaisers nationalem Plan hervorleuchten, wirklich ein Rückgang der deutschen Sprachstudien drohen können? Immer und immer wieder wird der Ruf nach einem Mittelpunkt der deutschen Sprachforschung laut werden, weil überall der Glaube lebt, daß für die Pflege der Muttersprache nie genug geschehen könne. Und wenn unsere Regierungen für die Pflege von so vielen Wissenschaften unermüdlich sind zu sorgen, so bedarf es gewiß nur der Anregung, und sie werden auch der deutschen Sprache eine Pflegestätte gründen, die den großen Aufgaben gewidmet ist, deren Lösung unsere ersten Schriftsteller und Gelehrten von der deutschen Sprachwissenschaft erhofft und gewünscht haben. Und wenn in den Zukunftsplänen, wie sie Männer von der Bedeutung Rankes entworfen haben, der Standpunkt hochgebildeter Gelehrten von breiter Umschau und großer Erfahrung hervortritt, so darf wohl auch einmal ein Arbeiter auf dem Gebiet der deutschen Sprachwissenschaft zu Worte kommen und öffentlich sagen, was seinem Fache not tut.

Im Volke lebt der Glaube, daß wir der Sprache das Beste verdanken, was wir haben. Wie oft erleben wir es, daß Privatleute bereit sind, für Zwecke deutscher Sprachwissenschaft oder für die Gründung einer deutschen Akademie bedeutende Stiftungen festzulegen. Und es geschieht auch wohl. Solche Wünsche und Pläne entspringen aus dem tiefen Gefühl der Schuld und Dankbarkeit gegen die Muttersprache: ihr verdanken wir unsere Erziehung und unsere Bildung, sie führt uns zu den Höhen der Menschheit, zu dem reinsten Genuß, den uns die Werke unserer Dichter und Denker gewähren. Immer wieder wendet sich das Fühlen und Empfinden der weitesten Kreise der Muttersprache zu. Der Glaube, daß für die Muttersprache mehr geschehen könne, läßt sich nicht aus der Welt schaffen.

Schriften desselben Verfassers:

Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 6. Aufl. Straßburg i/E. 1905.

Von Luther bis Lessing. Sprachgeschichtliche Aufsätze. 4. Aufl. Straßburg i/E. 1904.

Nominale Stammbildungslehre der altgermanischen Dialekte. 2. Aufl. Halle. 1904.

Deutsche Studentensprache. Straßburg i/E. 1895.

Rotwelsch. Quellen und Wortschatz der Gaunersprache und der verwandten Geheimsprachen. I. Rotwelsches Quellenbuch. Straßburg i/E. 1901.

Vorgeschichte der altgermanischen Dialekte. 2. Aufl. Straßburg i/E. 1906.

Geschichte der englischen Sprache. 2. Aufl. Straßburg i/E. 1904.

Buchdruckerei Julius Klinkhardt, Leipzig.

Naturwissenschaften

Die Elektrizität als Licht- und Kraftquelle von Privatdozent Dr. **P. Eversheim** in Heidelberg.

Phanerogamenkunde von Prof. Dr. **Gilg** in Berlin.

Pflanzenkunde von Prof. Dr. **H. Glück** in Heidelberg.

Parasitismus im Tierreich von Hofrat Prof. Dr. **L. v. Graff** in Graz.

Feuergewalten der Erde von Prof. Dr. **H. Haas** in Kiel.

Grundzüge der Chemie von Prof. Dr. **H. Immendorff** in Jena.

Die neueren Forschungen auf dem Gebiete der Elektrizität und ihre Anwendung von Prof. Dr. **Kalähne** in Danzig.

Das Wetter und sein Einfluß auf das praktische Leben von Prof. Dr. **C. Kaßner** in Berlin.

Beleuchtungswesen von Privatdozent Dr. **G. Lockemann** in Leipzig.

Himmelskunde von Privatdozent Dr. **A. Marcuse** in Berlin.

Bakterien und ihre Bedeutung von Privatdozent Dr. **H. Miehe** in Leipzig.

Kryptogamenkunde von Prof. Dr. **M. Moebius** in Frankfurt a. M.

Hörbare, sichtbare, elektrische und Röntgenstrahlen von Geh. Rat Prof. Dr. **F. Neesen** in Berlin.

Eiszeit und Urgeschichte des Menschen von Prof. Dr. **J. Pohlig** in Bonn.

Das Nervensystem und die Schädlichkeiten des täglichen Lebens von Privatdozent Dr. **P. Schuster** in Berlin.

Giftige Tiere von Prof. Dr. **O. Taschenberg** in Halle.

Moderne Chirurgie von Geh. Rat Prof. Dr. **H. Tillmanns** in Leipzig.

VERLAG VON QUELLE & MEYER IN LEIPZIG

Die bildende Kunst der Gegenwart

Ein Büchlein für die breiten Massen des Publikums, die Künstler und Kunstfreunde von JOSEF STRZYGOWSKI, o. Professor a. d. Universität Graz. Gr. 8, ca. 300 S. Mit zahlreichen Abbildungen. Geschmackvoll broschiert ca. M. 3.60, in Originalleinenband ca. M. 4.20.

Aus dem Inhalt: Monumentalbau — Denkmalbau — Privatbau — Kunstgewerbe — Ornament — Bildhauerei — Zeichnung — Malerei: Mißachtung des Gegenstandes, Malerei für Feinschmecker, Landschaft, Monumentalmalerei, Böcklin und Goethes Psalm an die Natur. — Anhang: Kunststreit, Reichstag und Liebermann.

Diese mitten in das Leben der Gegenwart eingreifenden Bekenntnisse werden durch eine freimütige Aussprache das Nachdenken über Dinge anregen, die für gewöhnlich nur allzu vogelfrei dem Alltagsleben ausgeliefert bleiben. In geistsprühender Weise zieht der Verfasser das gesamte moderne Kunstschaffen in den Rahmen seiner Untersuchung, wertet unter ständigem Rückwärtsschauen auf die durchlaufene Entwicklung ihre Leistungen und forscht nach ihren tiefsten Wesensbedingungen. So wird dies von echter Begeisterung durchglühte Buch auf uns, die wir der Fülle der modernen Kunstrichtungen und ihren Versuchen oft ratlos gegenüber stehen, klärend einwirken. Es wird unsere meist allzu flache Kunstanschauung vertiefen, unser Verhältnis zu den bildenden Künsten verinnerlichen, und unserem rastlosen Suchen nach Idealen, an denen unser Gemüt sich erheben kann, die Richtung weisen.

Praktische Fragen des modernen Christentums

Fünf Vorträge von Pfarrer FOERSTER-Frankfurt a. Main Pfarrer Lic. JATHO-Köln • Prof. Dr. ARNOLD MEYER-Zürich • Privatdozent Lic. NIEBERGALL-Heidelberg • Pfarrer Lic. TRAUB-Dortmund. 8. ca. 160 Seiten. Broschiert ca. M. 1.60, in Originalleinenband ca. M. 2.—.

Aus dem Inhalt: Was halten wir von der Taufe (Traub) — Welche Bedeutung hat für uns das Abendmahl (Jatho) — Wie erziehen wir unsere Jugend zu wahrer Frömmigkeit (Arnold Meyer) — Konfirmationsnöte (Niebergall) — Was sind uns die kirchlichen Bekenntnisse (Foerster)

Dies Buch will allen denen Anregungen und Hilfe bieten, welche eine Weltanschauung gewinnen oder in sich festigen möchten, die von unbefangenem Wahrheitssinn getragen, Glauben und Wissen zu versöhnen sucht und sich daher gleichzeitig echt christlich und echt modern nennen darf.